

Lehre und Wehre.

Jahrgang 55.

Juli 1909.

No. 7.

Die Evolution und die Bibel.¹⁾

Unser Thema ist: „Die Evolution und die Bibel.“ Unter Evolution versteht man die Lehren einer modernen naturphilosophischen Schule, die in der Mitte des letzten Jahrhunderts ins Leben getreten ist, die aber trotz ihres großen Geschrei nichts wesentlich Neues zutage gefördert hat, sondern bloß die Hypothesen Anaximanders von Milet, eines Empedocles, des Demokrit und des Römers Lucretius neu dresierte und weiter ausbildete. Als der Vater dieser modernen Schule gilt der Engländer Darwin, der im Jahre 1859 durch die Veröffentlichung seines „Origin of Species“ großes Aufsehen erregte und bald zahlreiche Anhänger gewann. Freilich wurden auch schon vor dieser Zeit von verschiedenen Naturphilosophen ähnliche Ideen ausgesprochen, so z. B. von Laplace (geboren 1749 in Beaumont, gestorben 1827, Verfasser des Buches „Méchanique céleste“) und von Lamarck (geboren 1744 in der Picardie, gestorben 1829, Verfasser von „Philosophie zoologique“). Von den Schülern Darwins in der Gelehrtenwelt nennen wir als die bekanntesten: Büchner, Vogt, Spencer, Phell, Moleschott, Huxley, Tyndall und vor allem den berüchtigten Häckel, Zoolog an der Universität zu Jena. Sie sind auf den von Darwin eingeschlagenen Bahnen weiter gegangen und haben mit großer Anmaßung behauptet, daß sie oder doch ihre Wissenschaft imstande sei, die großen Welträtsel von dem Ursprung der Welt, ihrem Verhältnis zu Gott, der Art und Weise ihrer Entstehung, von dem Bestand und den Zielen der Schöpfung zu lösen. Und das sollte geschehen nicht etwa durch ernstes und glänziges Forschen in der Schrift — diese haben sie entweder ignoriert oder haben ihr nur Spott, Hohn und grenzenlose Feindschaft entgegengebracht —, sondern durch Beobachtung der Natur, durch die Schlüsse der Vernunft, durch Deduktion und Induktion u. dgl. Diejenigen aber, welche die Ergebnisse ihrer angeblich wissenschaftlichen Forschungen nicht

1) Auf Beschuß der Pastoralkonferenz von Missouri eingesandt von P. J. Höneß.

ohne weiteres annehmen wollten, haben sie je und je als Obskuren, als Finsterlinge und uniwissende Menschen verhöhnt.

Was die Evolutionisten zutage förderten, fand auch bald großen Beifall. In vielen Hörsälen, auf den Gymnasien und Realschulen wurden die Theorien des Darwin und seiner Genossen als die höchste Weisheit verzapft; die Halbgebildeten, die kaum eine leise Ahnung von der Bedeutung der oft wundersam gebildeten Genealogie der Evolution hatten, brüsteten sich mit der neuen Wissenschaft und sahen auf andere Menschen, die dieser neuen Wissenschaft den Beifall versagten, als auf eine niedrigere Klasse herab, die in ihrer Entwicklung weit zurückgeblieben sei. Auch in den Sektenkirchen fanden die Evolutionstheorien eines Darwin viele begeisterte Anhänger. Auf Synoden und Konferenzen wurde der Evolution und deren Vertretern Weihrauch gespreut; auf vielen Kanzeln amerikanischer Sektenprediger ist Evolution heute noch ein beliebtes und stehendes Thema; ja sogar auch in den sogenannten positiven Kreisen Deutschlands und in lutherisch sich nennenden Kirchen Deutschlands und Amerikas macht man noch fort und fort der Evolution allerlei Konzessionen, um ja nicht in den Ruf der Unwissenschaftlichkeit zu kommen. In den letzten drei oder vier Dezennien haben sich die Lehren der Evolution mit großer Schnelligkeit unter den gottentfremdeten Massen der zivilisierten Welt verbreitet. Evolution ist das Evangelium der Sozialisten und der Turnvereine. Erfreulich ist jedoch, daß unter den Naturforschern und Philosophen in dieser Richtung namentlich im letzten Jahrzehnt eine heilsame Reaktion eingetreten ist, die immer stärker wird. Wie Dennert in seinem Pamphlet: „Vom Sterbelager des Darwinismus“, nachweist, nehmen viele berühmte und hochgelehrte Männer der Wissenschaft eine entschiedene Stellung gegen den Darwinismus ein (Eimer in Tübingen, Fleischmann in Erlangen, Justus Liebig *et al.*). Auch ist in vielen Schriften die gänzliche Unwissenschaftlichkeit der Evolutionstheorien nachgewiesen worden. Auch in unsren Kreisen ist das geschehen, namentlich in einer längeren Abhandlung von Prof. Bente in „Lehre und Wehre“, Jahrgang 1900.

Daz aber die Forschungen der Evolutionisten lauter Irrtum geboren haben, daß ihre Theorien auch im Lichte der menschlichen Vernunft nichts weiter sind als leere Hirngespinste und wilde Spekulationen, kann uns Christen nicht allzusehr wundern. Kennzeichnet doch die Schrift alle Versuche, die oben angedeuteten Welträtsel durch die Vernunft zu lösen, als eitel Wahnsinn und törichte Annahme. David bekannte, wenn er von Gottes Allmacht, Vorsehung und gerade auch von der Schöpfung der Welt redet, Ps. 139, 6: „Solches Erkenntnis ist mir zu wunderlich und zu hoch; ich kann's nicht begreifen.“ Paulus, wenn er von den Wunderwerken und -Wegen Gottes redet und auch die Schöpfung mit einbegreift, bleibt vor Verwunderung stehen und sagt Röm. 11: „Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein

Ratgeber gewesen?" Man vergleiche auch, was Gott selbst *Hiob* 38 sagt. „Durch den Glauben merken wir“, heißt es im Hebräerbriebe, „daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist.“ Wollen wir aber die Wahrheit über die Erschaffung der Welt und der Menschen wissen, so können wir das besonders seit dem Falle nicht aus uns selbst wissen, sondern müssen uns an die Offenbarung Gottes in der Schrift halten, und das um so mehr, da kein Mensch Augenzeuge der Schöpfung gewesen ist und auch die Naturgesetze erst mit der Schöpfung, im Anschluß an dieselbe, in Kraft treten. Die menschliche Vernunft ist außerdem seit dem Falle kein helles Licht mehr; sie ist starblind in geistlichen Dingen, und auch in natürlichen Dingen ist sie einer schmutzigen Lasterne gleich und einem scharfartigen Messer und muß uns deshalb auch in diesen schwierigen Fragen, welche die Evolutionisten allein durch sie lösen wollen, nur gänzlich im Stiche lassen. Will daher jemand in diesen Dingen gewisse Tritte tun und sich nicht in Irrtum und Widerspruch versetzen, so muß die Schrift die oberste Norm sein. Die erste Frage muß sein: Was sagt die Schrift? und nicht umgekehrt: Was sagt die Vernunft? um dann zu versuchen, die Schriftaussagen den Theorien der Vernunft anzupassen.

Aber, wendet man gegen uns mit mitleidigem Achselzucken ein, die Schrift ist doch kein Lehrbuch der Geologie, Astronomie und der Naturkunde, sie will uns vielmehr den Weg zur Seligkeit zeigen, weiter nichts. Als ob die Schrift nicht gleich auf dem ersten Blatte ausgesprochenermaßen von der Schöpfung der Welt und dem Ursprung aller Dinge handelte, und als ob die Schöpfung der Welt, und besonders die Schöpfung der Menschen, in gar keinem Zusammenhange mit dem Heilspan und der Heilsökonomie Gottes stünde! Und wenn die Schrift auch nur im Vorübergehen von diesen Dingen handelte, so wissen und glauben wir, daß sie uns nichts als die Wahrheit sagt. Denn alle Schrift ist von Gott eingegeben. Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit und des Verstandes, und sollte dieser Geist etwa nicht die passenden Worte gefunden haben, um auch naturwissenschaftliche Wahrheiten dem gemeinen Manne verständlich zu machen? Wollen doch Häckel und Konsorten diese Gabe für sich in Anspruch nehmen! Die Schrift lehrt wohl vieles, was über unsere Vernunft geht, aber nichts, was gegen die Vernunft ist, nichts Unvernünftiges, auch nicht in dem, was sie über die Weltshöpfung sagt. Was die Schrift auch über diese Fragen lehrt, entscheidet und muß entscheiden, auch wenn wir den naturwissenschaftlichen Beweis zu liefern nicht imstande sind, wiewohl wir uns darüber freuen, daß eine ernste und nüchterne Naturforschung immer wieder nicht bloß die Unvernunft und Narrheit aller widerchristlichen, unbiblischen Systeme nachgewiesen hat, sondern auch die Wahrheit der Schriftaussagen bestätigt. Aber das entscheidende Kriterium, die eigentliche Waffe, mit welcher wir alle Höhe, die sich erhebt gegen die Erkenntnis Gottes, bekämpfen, soll für uns die Schrift blei-

ben, 2 Kor. 5, 10. So wollen wir denn auch die Evolution im Lichte der Schrift beobachten. Der besseren Übersicht halber aber wollen wir, indem wir die Evolutionstheorien und die Schrift gegeneinander halten, der Reihe nach von folgenden Punkten handeln: 1. Von der letzten Ursache der Welt oder dem Weltschöpfer; 2. von der Art und Weise der Entstehung der Welt im allgemeinen; 3. von der Schöpfung der Menschen im besondern; 4. von den Konsequenzen der Evolutionstheorien.

1.

Die Frage nach der letzten Ursache der Welt und der Dinge haben die verschiedenen Worführer und Vertreter der Evolutionstheorien verschieden beantwortet, je nach ihrer Stellung zu Gott. Darwin und die sogenannten relativen Evolutionisten pflegten sich zunächst nur mit der Entstehung der Tier- und Pflanzewelt zu beschäftigen, schließen aber auch natürlich die Frage nach der Entstehung des Menschen, als dem höchstentwickelten Tiere, mit ein. Sie leugnen nicht, daß ein persönlicher Gott die letzte Ursache der Welt sei, wenn sie gerade auch nicht gern bei diesem Punkt verweilen. Darwin schreibt z. B. in seinem "Origin of Species", S. 466: "A celebrated author and divine has written to me that he has gradually learned to believe to see that it is just as noble a conception of the Deity to believe that He created a few original forms capable of self-development into other and needful forms as to believe that He required a fresh action of creation to supply the voids caused by the action of His laws"; und S. 473: "To my mind it accords better with what we know of the laws impressed on matter by the Creator that the production and extinction of the past and present inhabitants of the world should have been due to secondary causes like those determining the birth and death of the individual"; und S. 474: "There is grandeur in this view of life with its several powers having been originally breathed by the Creator into a few forms or into one."

Natürlich gehen auch hier wieder die Ansichten der Vertreter der relativen oder theistischen Evolutionstheorien im einzelnen auseinander. Wainwright schreibt hierüber: "Of the theistic doctrine of evolution there are theoretically three main varieties: 1) That which limits the supernatural action in the origination of species to the creation of primordial cells; 2) that which, while maintaining the intervention of direct or special creation, regards the origination of species as being for the most part effected indirectly, i. e., through the agency of natural causes; 3) that which regards God as immanent in natural law, and recognizes in all phenomena the result of present divine action." (Lehre und Wehre 46, 11.) Während die sogenannten Deisten unter den Vertretern der Evolution meinen, Gott habe die Entstehung der Welt ermöglicht dadurch, daß er die Urformen geschaffen, die Welt aber dann sich gänzlich selbst überlassen habe, um sich nach natürlichen Gesetzen weiter zu entwickeln, halten viele so-

genannte gläubige Naturforscher, Theologen und Prediger unter allen kirchlichen Gemeinschaften daran fest, daß Gott zu jeder Zeit und auch jetzt noch die Weiterentwicklung der Welt leite und sie den Zielen, die er ihr gesteckt habe, entgegenführe. Der deistischen Anschauung von der Welt huldigt auch z. B. Dubois Raymond. Er sagt in einer Rede über den Neovitalismus: „Der göttlichen Allmacht würdig allein ist, sich zu denken, daß sie vor undenklicher Zeit durch einen Schöpfungsakt die ganze Materie so geschaffen habe, daß nach der Materie mitgegebenen unverbrüchlichen Gesetzen da, wo die Bedingungen für Entstehen und Fortbestehen von Lebewesen vorhanden waren, beispielsweise hier auf Erden, einfachste Lebewesen entstanden, aus denen ohne weitere Nachhilfe die heutigen Erscheinungen der Natur von einer Urbazille bis zum Palmenwald, von einem Urmikrokoitus bis zu Suleimals holden Gebärden, bis zu Newtons Gehirn werden. So kommen wir mit einem Schöpfungstage aus und ließen ohne alten und neuen Vitalismus die organische Natur rein mechanisch entstehen.“

Andere Evolutionssysteme, die sogenannten agnostischen, suchen die Frage nach der letzten Ursache der Dinge, nach dem Weltenschöpfer, zu umgehen. Man könne das nicht wissen, ob ein höchstes intelligentes Wesen die Welt geschaffen habe oder nicht. Mit dieser Frage habe sich auch die Naturforschung nicht zu befassen. Ihre Aufgabe sei es, alle Erscheinungen in der Natur aus den sogenannten zweiten oder sekundären Ursachen zu erklären. Ein solcher Agnostiker war Laplace. Als er einst von Napoleon I. gefragt wurde, ob Gott die Welt geschaffen habe, antwortete er: „Sire, ich bedarf dieser Hypothese nicht.“ Auch Häckel scheint im Anfang diesen Standpunkt eingenommen zu haben. So schreibt er im Jahre 1865 (Natürl. Schöpfungsgeschichte, S. 28): „Die Naturwissenschaft braucht niemals übernatürliche Eingriffe des Schöpfers. Sicherlich nicht, da nicht das Gebiet der Erlösung und der Wunder, sondern das der Schöpfung und der Naturgesetze ihr Gebiet ist.“ Wir können aber aus diesen Äußerungen sehen, daß der Agnostizismus nur leicht verhüllter Atheismus ist.

Die atheistischen Vertreter der Evolutionstheorien, wie Büchner, Vogt und der jetzige Häckel, setzen an die Spitze ihrer Weltssysteme den Satz: Ich glaube an keinen Gott, das heißt, keinen intelligenten, persönlichen, allmächtigen Gott, der die Welt geschaffen habe. Sie sagen, die Welt ist Gott, die Welt, der Stoff ist ewig und in einem ewigen Kreislauf begriffen; alle Erscheinungsformen entstehen und vergehen wieder, um andern Platz zu machen, nach ewigen, unveränderlichen Gesetzen. Nach diesen Gesetzen vollzieht sich das Spiel der Atome; diesem Spiel der Atome verdankt alles, was ist, sein Dasein. Die Masse der Atome ist unzerstörbar, unveränderlich und die damit untrennbar verbundene Atomseele ewig und unsterblich. Die Wahlverwandtschaft des Stoffes, sagt Moleschott, ist die schaffende Allmacht, und Büchner wiederholt dies.

Welch grimmer Ernst es diesen Geistern mit ihrem Atheismus ist, das heißtt, mit der Leugnung eines persönlichen, von der Weltmaterie unabhängigen höchsten Geistes, der die Welt erschaffen hat, ersehen wir auch aus einigen Zitaten. Spiller sagt in seiner Schrift: „Gott im Lichte der Naturwissenschaft“, S. 120: „Gott ist eine unendliche, ewige, das heißtt, unerschaffene und unvergängbare Substanz, nämlich der Weltäther; dieser ist der Schöpfer Himmels und der Erde; er hat auch uns Menschen geschaffen; er regiert auch die ganze Welt; er ist gerecht; er irrt niemals und ist allein unfehlbar, weil er ohne Selbstbewußtsein und ohne vorgesetzten Zweck wirkt.“ Büchner sagt: „Der Stoff ist die alles gebärende und alles wieder in sich zurückziehende Mutter, die alles gebiert und alles verschlingt, was hier nach Leben und Dasein ringt.“ (Bit. aus Fic: Es ist ein Gott, S. 10.) Häckel schreibt (Welträtsel, S. 117): „Es gibt keinen Gott und keine Götter, falls man unter diesem Begriff persönliche, außerhalb der Natur stehende Wesen versteht. Diese ‚gottlose Weltanschauung‘ fällt im wesentlichen mit dem Monismus oder Pantheismus unserer modernen Naturwissenschaft zusammen; sie gibt nur einen andern Ausdruck dafür, indem sie eine negative Seite derselben hervorhebt, die Nichtexistenz der extramundanen oder übernatürlichen Gottheit. In diesem Sinne sagt Schopenhauer ganz richtig: Pantheismus ist nur ein höflicher Atheismus. Die Wahrheit des Pantheismus besteht in der Aufhebung des dualistischen Gegensatzes zwischen Gott und Welt, in der Erkenntnis, daß die Welt aus ihrer inneren Kraft und durch sich selbst da ist. Der Satz des Pantheismus: Gott und die Welt ist Eins, ist bloß eine höfliche Wendung, dem Herrgott den Abschied zu geben.“

Hören wir nun, was Gottes Wort zu diesen Behauptungen und Lehren der Evolutionisten sagt. Vor allem fällt die Schrift ein vernichtendes Urteil über alle Gottesleugner, über alle, die da sagen: Es ist kein Gott. „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott. Sie taugen nichts und sind ein Greuel mit ihrem Wesen“, Ps. 14, 1. Solche Toren mögen in hohen Ämtern und Ehren sitzen, sie mögen mit Titeln und Orden geschmückt sein, die Menge mag sie als Wunder der Weisheit und Gelehrsamkeit anstaunen: in diesen Worten haben sie ihr Urteil, das kein König und Kaiser, ja die ganze Welt nicht umstoßen kann. Sie sind Narren vor andern Narren; sie sind ein Greuel vor Gott und den heiligen Engeln; Gottes Zorn lastet auf ihnen besonders schwer, und wenn sie schon hier elend, ohne Hoffnung und irgendwelchen Trost sind, so wird sie die Hand des Allmächtigen besonders schwer in der Ewigkeit treffen. Sie taugen nichts, auch nicht im bürgerlichen Leben; sie sind der größte Gemeinschaden, eine besondere Pest der Menschheit. Das kann doch jeder wissen und einsehen, wenn er die Werke der Schöpfung ansieht, sei es auch nur ein Baum oder ein Pflänzchen, das sich scheu auf die Erde duckt, daß ein höheres Wesen da sein müsse, dem sie ihren Ursprung verdanken. Wenn wir nur eine

elende Strohhütte auf dem Felde sehen, so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß jemand diese Hütte aufgebaut habe. Und welcher Mensch, der seine vollen Sinne hat, könnte z. B. das Straßburger Münster betreten, ohne zu fragen, wer diesen herrlichen Bau aufgeführt habe. Wer konnte auf der letzten Weltausstellung sich die große Blumenuhr ansehen, ohne von selbst den Schluß zu machen, daß diese Uhr nicht etwa das Resultat des Zufalls, des Spieles der Atome sei, sondern das Werk eines intelligenten Meisters. Was sind aber alle derartigen Kunstwerke im Vergleich mit dem über alle Maßen wundervollen Weltgebäude? Und wollen wir von Gesetzen reden, so weiß jedes Schulkind, daß die einfachen Schulregeln, die es beobachten muß, von einer Person herrühren, die Gewalt und Autorität hat, solche Gesetze und Ordnungen zu machen. Wie viel mehr zwingen uns die Naturgesetze, auf einen höchsten Gesetzgeber zu schließen, der sie gegeben hat und ihnen Kraft und Wirkung verleiht. „Wer hat dem Platzregen seinen Lauf ausgeteilt und den Weg dem Blitz und Donner?“ sagt der Herr zu Hiob, Kap. 38, 25. „Weißt du“, heißt es weiter, Kap. 39, 1. 2, „die Zeit, wann die Gemsen auf den Felsen gebären? Oder hast du gemerkt, wann die Hirsche schwanger gehen? Hast du erzählt ihre Monden, wann sie voll werden? Oder weißt du die Zeit, wann sie gebären?“ Schon die Naturgesetze, wie wir sie ringsum wahrnehmen, verkünden uns: Es ist ein Gott, der allen Dingen ihre Zeit und ihren Lauf zugewiesen hat. Sodann haben auch die Heiden aus der Betrachtung der Natur den Schluß ziehen müssen, daß ein lebendiger Gott ist, der sie ins Dasein gerufen hat, obgleich der sündige Mensch, um diesen Gott recht zu erkennen und selig zu werden, noch einer besonderen Offenbarung bedarf, nämlich der Heiligen Schrift. Röm. 1, 19: „Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbart damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt, also daß sie keine Entschuldigung haben.“ Der Mensch braucht aber nicht einmal seine Augen aufzuheben zu der Pracht des gestirnten Himmels oder sinnend die Blüten und Blumen des Lenzes zu betrachten, um zu wissen, daß ein höchstes Wesen sei; das eigene Herz, das Gewissen, bezeugt ihm die Wahrheit, daß ein höchstes Wesen über der Welt waltet, dem einst alle Menschen Rechenschaft geben müssen, Röm. 2, 14. Kann und soll aber diese Wahrheit schon aus der Betrachtung der Welt, der Natur, und auch schon aus der Stimme unsers eigenen Herzens und Gewissens erkannt werden, und soll uns nun solche Erkenntnis mit aller Macht dazu bringen, daß wir den wahren Gott suchen und finden da, wo er seit dem Fall zu finden ist, nämlich in seinem geoffenbarten Wort, so ist es über allen Zweifel erhaben, daß auch die Ausflucht der agnostischen Naturforscher, daß es nicht die Aufgabe der Naturforschung sei, festzustellen, wer die Welt geschaffen habe, nicht gilt. Wenn schon ein gewöhnlicher

Mensch, der sich nicht besonders mit dem Studium der Natur beschäftigt, aus den Werken der Schöpfung die Existenz eines Gottes, seine Allmacht und Weisheit erkennt, wenn schon das Buch der Natur zum Lobpreis Gottes auffordert, und die Morgensterne, ja der ganze Himmel, auch jedes Blättchen und Gräschchen die Größe des Höchsten mit lauter Stimme verkündet, sollte da etwa ein Naturforscher, der sich seines tiefen Naturstudiums röhmt und mit einem vernünftigen Geist unter der Handhabung von Teleskop, Mikroskop und vielen andern Hilfsmitteln in die Wunderwerke Gottes tiefer eindringt als andere Sterbliche, sollte der dahintenbleiben können, wenn es gilt, Gott, dem Urheber aller Dinge, die Ehre zu geben? Sollte er etwa noch lange Abhandlungen darüber schreiben können, daß man wohl dazu berechtigt sei, zu zweifeln, daß die Welt einen intelligenten Urheber habe? So haben denn gerade auch die größten Naturforscher, gegen welche Häckel und Geßnossen nur unvissende Kinder sind, Gott die Ehre gegeben und bekannt, daß sie mit der allergrößten Bewunderung und mit der tiefsten Ehrfurcht gegen Gott bei der Betrachtung der großen Weltwunder erfüllt worden sind. Detroit-Halle in seinem Vortrag über Schöpfung und Entwicklung verweist u. a. auf Namen wie Kepler, Albrecht von Haller, Newton, Hyrtl und Justus von Liebig. Mädler sagt: „Ein echter Naturforscher kann kein Gottesleugner sein. Wer so tief wie wir in Gottes Werkstatt hineinschaut und so viel Gelegenheit hat, seine Allwissenheit und ewige Ordnung zu bewundern, der muß in Demut seine Kniee beugen vor dem Walten des allmächtigen Gottes.“ Oswald Heer, der berühmteste schweizerische Naturforscher, sagt in seiner „Umwelt der Schweiz“: „Je tiefer wir daher eindringen in die Erkenntnis der Natur, desto inniger wird auch unsere Überzeugung, daß nur der Glaube an einen allmächtigen, allweise Schöpfer, der Himmel und Erde nach ewig vorbedachtem Plan erschaffen hat, die Rätsel der Natur wie des Menschenlebens zu lösen vermag. Es ist daher nicht allein des Menschen Herz, das uns Gott verkündet, sondern auch die Natur, und erst wenn wir von diesem Standpunkt aus die wunderbare Geschichte unsers Landes und seiner Pflanzen- und Tierwelt betrachten, wird sie uns im rechten Lichte erscheinen und den höchsten Genuss gewähren.“

Doch die Schrift bezeugt nicht bloß im allgemeinen, daß Gott die Welt geschaffen hat und daß der Mensch diese Wahrheit schon aus der Natur erkenne, sondern sie beschreibt uns diesen Schöpfer noch des näheren, um allen irrigen Vorstellungen über ihn vorzubeugen und sie zu widerlegen. Gott ist nicht identisch mit der Welt; er ist nicht eine bloße Kraft, die im Stoff lebt, nicht, wie die Pantheisten unter den Evolutionisten wissen wollen, ein geistiges Prinzip in dem Makrokosmos — auch das ist nur leicht verschleierter Atheismus —, sondern Gott ist ein von der Welt unabhängiges, persönliches, intellektuelles Wesen, die höchste Intelligenz. „Am Anfang“, so lautet der erste Satz in der Bibel, „schuf Gott Himmel und Erde.“ Da tritt Gott in Gegensatz zu der Welt; er war schon, ehe die Welt war; daher kann er und

die Welt nicht eins sein. „In ihm leben, weben und sind wir“, Apost. 17, 28; in ihm haben wir unser Wesen, aber nicht er in uns. „Er ist vor allen, und es besteht alles in ihm“, Kol. 1, 17. Mehr als tausendmal spricht er in der Schrift von sich in der ersten Person und gerade auch in solchen Stellen, die von der Schöpfung der Welt handeln. Jes. 45, 12 heißt es: „Ich habe die Erde gemacht und die Menschen darauf geschaffen. Ich bin's, des Hände die Himmel ausgebretet haben, und habe alle seinem Heer geboten.“ (Vgl. auch Jes. 42, 8.) Wie oft reden ihn die Heiligen in der zweiten Person mit dem verbum finitum an, und wiederum geschieht dies auch in solchen Stellen, die von der Schöpfung und Erhaltung der Welt handeln. Man denke an den 104. Psalm und an die Anrede des heiligen Vaterunsers. Er ist die höchste Intelligenz; sein ist die höchste Weisheit, und gerade auch die Schöpfung der Welt, in der wir leben und die wir tagtäglich vor Augen haben, ist ein Produkt, ein Werk seiner Weisheit, sowie auch seiner Macht und Güte. „Du hast sie alle weislich geordnet“, sagt der Psalmlist bei der Betrachtung der Wunderwerke Gottes in der Natur. „Denn der Herr hat die Erde durch Weisheit gegründet und durch seinen Rat die Himmel bereitet“, sagt Salomo Spr. 3, 19 und bestätigt damit nicht nur das eben angeführte Psalmtwort, sondern gibt uns auch zu verstehen, daß, wie ein Baumeister, der einen Palast aufführen will, zuvor einen genauen und wohlgeordneten Plan entwirft, ehe er zur Ausführung seines Werkes schreitet, so auch Gott in seiner großen Weisheit den Plan der Schöpfung zuvor entworfen habe, und zwar von Ewigkeit her. Denn „Gott sind alle seine Werke bewußt von der Welt her“, Apost. 15, 18. In der Schöpfung der Welt hat also nicht der blinde Zufall gewaltet, sondern die starke Hand des allweisen Gottes; es mußte auch alles seinen Zweck haben, wenn wir auch diese Zweckmäßigkeit der Werke der Schöpfung infolge unserer mangelhaften Kenntnisse nicht in allen einzelnen Fällen feststellen können. Wie uns aber die Schöpfung Gottes Weisheit offenbart, so auch seine Herrlichkeit und seine Güte. Ps. 19, 1 heißt es: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk.“ Ps. 104, 1: „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmückt.“ Ps. 136, 1: „Dancket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.“ Die Schrift hebt es auch des weiteren ganz geflissentlich hervor, daß Gott von Ewigkeit her ist, während die Welt einen Anfang hat und deshalb nicht ewig sein kann. „Am Anfang“, heißt es, „schuf Gott Himmel und Erde.“ Die Welt hat damit einen Anfang genommen, daß sie Gott schuf, und zwar aus nichts. Hebr. 11, 3 lesen wir: „Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist, daß alles, was man sieht, aus nichts worden ist“, oder etwas genauer nach dem Urtext: „so daß die Dinge, welche gesehen werden mögen, nicht kommen von Dingen, die sichtbar sind“. So könnte dann

die Welt und der Stoff nicht ewig sein. Sie sind vielmehr mit dem Anfang der Zeit ins Dasein gerufen worden. Vorher aber war Gott schon da; er ist ewig, nicht bloß ohne Ende, sondern ohne Anfang und Ende. So spricht auch Mose, der Knecht Gottes: „**הָאָתָּה** Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Auch darüber lassen uns solche Stellen der Schrift, die von der Schöpfung handeln, nicht im Zweifel, daß der Schöpfer und der Urheber der Welt der dreieinige Gott ist. Im ersten Satz der Bibel: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, steht das Verbum trotz der Pluralform des Subjekts in der Einzahl. Das gibt uns zu verstehen, daß bloß ein göttliches Wesen ist. Wenn aber Elohim (Gott) eine Pluralform ist, so ist das mehr als eine Andeutung, daß in der Gottheit mehrere Personen sind. Es ist eine causa efficiens principialis der Weltschöpfung, nicht drei. Aber dennoch ist die Welt als ein opus ad extra unter der Konkurrenz der drei Personen der Gottheit ins Dasein gerufen worden. Wir fügen noch hinzu, daß in der Schöpfungsgeschichte nicht nur im ersten Satz des ersten Kapitels der Genesist sich eine Andeutung der heiligen Dreieinigkeit findet, sondern es heißt gleich darauf: „Und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser“, und nachher spricht Gott: **בְּצִלְמֹנוּ כֶּרֶם תְּהֻבָּה**. Hierbei ist nicht bloß die Pluralform des Verbums zu beachten, sondern auch die Pluralform der Suffixe.

Der dreieinige Gott hat aber auch die Schöpfung der Welt nicht nur ermöglicht dadurch, daß er den Urstoff geschaffen und seine Gesetze in denselben hineingelegt oder auch noch dazu eigene Urformen des organischen oder unorganischen Lebens hinzugefügt hat, aus welchen dann die Welt sich zu dem, was sie jetzt ist, entwickelte, sondern Gott hat alles geschaffen, alle Kreaturen, wie wir in der Auslegung des ersten Artikels bekennen, so daß auch kein Raum vorhanden ist für die Theorien der deistischen Evolutionisten. Auch was sie als tiefe Weisheit vortragen, sind lauter Hirngespinst, und es kann so wenig mit den Aussagen der Heiligen Schrift in Einklang gebracht werden, daß es vielmehr ebensowiele Widersprüche sind, und man kann sich nicht genug wundern, daß so viele Schriftgelehrte in den mancherlei Sektenkirchen sich immer wieder mit eigenfinniger Geduld der Tantalusarbeit unterziehen, einzelne Schriftworte in die Evolutionslehre einzuzwängen. In der bekannten Rede des Apostels Paulus beschreibt er Gott als den, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist. Gott hat nicht bloß die Elemente geschaffen, nicht bloß den Weltäther und noch einige Urformen dazu, sondern die Welt, ein wohlgeordnetes System, in welchem die einzelnen Teile sich in volliger Harmonie mit dem Ganzen befinden. Röm. 1, 20 spricht derselbe Apostel von den mannigfaltigen Kreaturen, die Gottes wunderbare Kraft und Gottheit beweisen, und nennt sie seine Werke (*ποιήματα*), die Dinge, die er erschaffen hat, so

wie wir sie vor Augen sehen. „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ ruft der Psalmlist aus, wenn er sich umsicht in der Schöpfung und hier die Bäume, die Blumen, die Gräser &c. erblickt, dort die so mannigfaltige Tierwelt, oder wenn er die Sonne anschaut oder des Nachts den Mond und die zahllosen Sterne. Das ganze Heer des Himmels und der Erde ist aus seiner allmächtigen Schöpferhand hervorgegangen; er hat den Bau nicht bloß angefangen, nicht bloß das Fundament gelegt und es gleichsam den übrigen Bausteinen, dem Holz und dem Eisen, selbst überlassen, sich in rechter Ordnung ineinanderzufügen. Dies werden wir bestätigt finden, wenn wir im zweiten Punkt an der Hand von Gen. 1 noch näher auf das Sechstagewerk eingehen.

(Fortsetzung folgt.)

Was lehrt die Heilige Schrift von der Kindertaufe?

(Auf Beschuß der Pastoralkonferenz von Missouri eingesandt von
J. A. Friedrich.)

(Fortsetzung.)

Die Wiedertäufer, die Baptisten und ihresgleichen, sagen, kleine Kinder seien auf keinen Fall zu taufen, und zwar darum nicht, weil, ganz abgesehen davon, daß Christus es nicht befohlen habe, diese Kleinen a. den Glauben noch nicht hätten. Wer aber nicht glaube, der dürfe auch nicht getauft werden. Aber selbst wenn auch der Glaube durch die Taufe gewirkt würde, was nicht der Fall sei, dürften dennoch die Kleinen nicht getauft werden, weil sie b. noch gar nicht glauben könnten. Demnach sei die Kindertaufe nicht nur nicht recht, sondern auch vergeblich. Diese Einwürfe zu widerlegen, das ist vornehmlich die Aufgabe unserer dritten These, die also lautet: Die Heilige Schrift versichert uns, daß auch die kleinen Kinder der seligen Frucht der heiligen Taufe teilhaftig werden. — Vielleicht ließe sich der Wortlaut dieser These in eine etwas andere Fassung bringen, in der das, was besonders betont werden soll, noch deutlicher zum Ausdruck kommt, nämlich dies, daß auch der Säugling ein subjectum baptismi sei. Man könnte diesen Gedanken vielleicht so zum Ausdruck bringen: „Auch die kleinen Kinder sind zu taufen, weil auch sie durch die heilige Taufe wiedergeboren werden können, wiedergebärbar sind, oder weil auch an ihnen die Wirkung der Taufe sich vollziehen kann.“ Die Sache bleibt ja dieselbe; es handelt sich nur um den mehr oder minder deutlichen Ausdruck.

Mit dieser These sind wir bei dem schwierigsten und zugleich auch gefährlichsten Punkte in dieser ganzen Arbeit angekommen. Schwierig ist der Gegenstand, den wir in dieser These behandeln müssen, weil wir uns dabei mit Fragen beschäftigen müssen, die auf dem Gebiete

der Seele liegen. Die Seele aber kann man nicht destillieren oder kristallisieren. Kein Seziermesser vermag sie zu zerlegen. Auch das stärkste Mikroskop ist nicht imstande, sie zu entdecken oder ihr Wesen zu offenbaren. Die Existenz der Seele und die Wirklichkeit ihrer Tätigkeit ist bekannt durch ihre in die Erscheinung tretenden Wirkungen. Die Seele hat Bewußtsein, sie denkt, sie wird bewegt. Aber die Seele selbst ist unsichtbar; sie entzieht sich vollständig der menschlichen Untersuchung und Beobachtung. Wie die Seele denkt, wie sie Eindrücke aufnimmt und dadurch beeinflußt wird, das sind Fragen, auf die auch der Gelehrteste hier auf Erden auf immer die Antwort schuldig bleiben muß. Es ist daher gewiß richtig, wenn D. Joseph Haven im Vorwort zu seiner "Mental Philosophy" (Boston, 1871) schreibt: "The difficulty of discussing with clearness and simplicity, and, at the same time, in a complete and thorough manner, the difficult problems of Psychology, will be understood only by those who make the attempt." Das gilt aber schon von der Behandlung psychologischer Fragen betreffs Erwachsener, also solcher, bei denen die Tätigkeit der Seele durch Reden und Handeln erkennbar wird, die diese Tätigkeit der Seele auch in sich selbst beobachten und darüber Aussagen machen können. Um wieviel schwieriger muß es da erst sein, davon zu reden, wenn es sich um Kinder und Säuglinge handelt! Und doch wieder ist der Gegenstand, den wir in dieser These behandeln, durchaus nicht schwierig, sondern sehr leicht, einfach und klar, wenn wir nämlich immer das eine bedenken, daß es unsere Aufgabe nicht ist, psychologische, metaphysische, philosophische Probleme zu lösen oder die Neugierde der Vernunft zu befriedigen, daß wir vielmehr nur die Aufgabe haben, ganz schlicht und einfältig das darzulegen, was Gottes Wort, das Wort der Offenbarung, über die Wirkung der heiligen Taufe bei den Kleinen sagt. Wir haben es also nur zu tun mit dem „Was“. Das „Wie“ überlassen wir getrost der Weisheit und Allmacht Gottes. Bei gar manchem, was wir da hören werden, wird unsere Vernunft sich veranlaßt sehen zu fragen: Wie kann das möglich sein? Wie mag solches zugehen? Da sollen wir nun nicht vergessen, daß es nicht unsere Sache ist zu erklären, wie das zugehen mag. Haben wir uns überzeugt, daß Gottes Wort klar und deutlich sagt: Das und das geschieht, das und das wird durch die heilige Taufe bei den Kleinen gewirkt, dann nehmen wir das einfach an und halten uns an die göttliche Wahrheit: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

Es verhält sich auch bei dieser Lehre gerade so wie bei allen andern christlichen Glaubensartikeln. Gottes Wort ist in bezug auf jede Glaubenslehre klar und unzweideutig. Die Schwierigkeiten liegen also nicht im Worte Gottes, sondern der Mensch ist es, der die Schwierigkeiten in die betreffenden Schriftstellen hineinträgt. Das sehen wir z. B. ganz deutlich bei der Lehre vom heiligen Abendmahl. Ganz klar und deutlich spricht Christus: „Das ist mein Leib; das ist mein

Blut.“ Er erklärt also ausdrücklich, wie auch sein Apostel Paulus, daß der Kommunikant im Abendmahl seinen wahren Leib, der für uns gegeben ist, sein wahres Blut, das für uns vergossen ist, empfängt. Da ist also nicht die allermindeste Schwierigkeit, wenn man diese Worte so annimmt und glaubt, wie sie lauten, wie sie dastehen.

Doch woher ist denn der traurige Jammer des Sakramentsstreites gekommen? Ganz gewiß nicht daher, weil etwa die Testamentsworte nicht klar und unmifverständlich wären; nicht daher, weil diese Lehre, wie sie offenbart ist, Widersprüche oder Schwierigkeiten enthielte. Nein, das ganze Unglück ist daher gekommen, daß Männer wie Zwingli mutwillig selbsterdachte, selbstgemachte Schwierigkeiten in den Text hineingetragen haben. Sie machten ihre Vernunft zur Richterin über Gottes Wort und Werk; sie unterstanden sich, wie Luther es ausdrückt, „den Text zu meistern“; sie fragten: „Wie mag solches zugehen?“ Und da ihre Vernunft das „Wie“ nicht verstehen, nicht ergründen konnte, so verwiesen sie, als echte Nationalisten, auch ohne weiteres das „Was“ und erklärten die lutherische Schriftlehre von der wahren Gegenwart des Leibes und Blutes des Herrn im Abendmahl für schwierig, unwahr und voller Widersprüche. Diese Zwinglische Schwärmerart haben wir aber von Natur alle an uns. Unser alter Adam ist ein eingefleischter Nationalist, der nur das annehmen will, was er verstehen, begreifen kann. Darum ist vorhin der Gegenstand, den wir in dieser dritten These zu besprechen haben, nicht nur schwierig, sondern auch gefährlich genannt worden. Nicht als ob die Lehre von der Wiedergeburt der Kleinen durch die heilige Taufe an und für sich gefährlich wäre. O nein, die ist heilsam und über die Maßen tödtlich. Aber sie kann für uns gefährlich werden, wenn wir nicht in kindlicher Einfalt bei dem Buchstaben der Offenbarung bleiben, sondern der Vernunft die Zügel schließen lassen, über das Wort hinaus gehen, erklären wollen, was Gott nicht erklärt hat, beschreiben wollen, was nun einmal in der Schrift nicht beschrieben ist, kurz, wenn wir unserer Vernunft die Geheimnisse der Werke Gottes plausibel machen wollen. Wenn irgendwo, so gerät man gerade bei dieser Lehre in die Gefahr zu grübeln und zu philosophieren, und das ist eben das Gefährliche. An eben dieser Klippe ist denn auch schon manches Glaubenschifflein elendiglich zerschellt worden. Es gilt daher auch hier, in kindlicher Einfalt bei dem klaren Worte Gottes bleiben und die superkluge Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam Christi. Dann wird einem auch diese Lehre hell und klar aus dem Schriftwort entgegenleuchten, und man wird bewahrt bleiben vor der Gefahr, sich in das Labyrinth menschlicher Irrtümer zu verlieren.

Wie jede Lehre der göttlichen Offenbarung, so ist auch gerade die Lehre von der heiligen Taufe ein Glaubensartikel. Wir können und sollen da nicht alles verstehen und mit unserer Vernunft ergründen, sondern wir sollen glauben, und zwar darum glauben, weil Gott

es in seinem Worte sagt, nicht darum, weil wir es verstehen oder mit unserer Vernunft reimen können. Mag man uns deswegen dann auch als hirn- und gedankenlose Menschen verlachen, das soll uns nicht irre machen. Denn wahrlich, wir können getrost mit Luther sagen, wenn es Schwärzens gelten sollte, dann könnten auch wir schwärmen, daß es dem Teufel eine Lust wäre. O ja, auch uns kommen bei dieser Lehre allerlei „hohe, prächtige Gedanken“; auch unsere Vernunft möchte hier ihre Schwingen ausbreiten und sich hinausschwingen in die erhabenen Regionen philosophischer, metaphysischer Spekulation. Auch wir haben unsere liebe Not, demütige, gehorsame „Nachbeter“ des Wortes, des Textes, des Buchstabens zu bleiben. Gerade das ist es, was wir beständig von Gott erbitten müssen, daß er uns durch seinen Heiligen Geist die Kraft verleihen wolle, die „hohen“ Gedanken zu unterdrücken, die Vernunft zu dämpfen und in kindlicher Einfalt mit Samuel zu sprechen: „Kede, Herr; denn deine Knechte hören.“

Spotten die Schwärmer und falschen Lutheraner schon über die lutherische Schriftlehre von der wiedergebärenden Kraft der heiligen Taufe (baptismal regeneration), so werden sie vollends toll, wenn sie zu reden kommen auf die lutherische Schriftlehre, daß auch die Säuglinge (infants) durch dies Sakrament wiedergeboren werden. Diese Lehre nennen sie kindischen Unsinn, Übergläuben, ein papistisches Märchen, Bauberei, ex opere operato-Ketzerei &c. Die Ernstesten unter ihnen sagen: „Auch ihr Lutheraner gebt ja zu, daß die Sakramente ohne Glauben nicht nützen, daß also die Sakramente niemandem gereicht werden dürfen, der den Glauben nicht hat. Nun kann aber nicht geleugnet werden, daß die Säuglinge den Glauben noch nicht haben; daher muß folgen, daß sie auch nicht getauft werden dürfen.“ „Zum andern. Nehmen wir an, eure Lehre von der Kraft und Wirkung der Taufe wäre wirklich Schriftlehre, so dürftet ihr die Kleinen dennoch nicht taufen, weil sie, da sie noch nicht zu dem Gebrauch ihrer Verstandeskräfte gekommen sind, noch gar nicht glauben können. Der Heilige Geist könnte also in ihrem Herzen den Glauben gar nicht durch das Sakrament wirken.“

Beschön wir zunächst einmal den ersten Einwurf etwas genauer. Es ist wahr, wir geben nicht nur zu, sondern lehren und betonen mit großem Ernst und Nachdruck, daß, obwohl die heiligen Sakramente an und für sich kräftig und wirksam sind, sie dennoch dem ungläubigen Empfänger nichts nützen, daß vielmehr zu deren rechtem Gebrauch und Nutzen der Glaube unumgänglich notwendig sei. In unserm Kleinen Katechismus heißt es daher auf die Frage: „Wie kann Wasser solche großen Dinge tun?“: „Wasser tut's freilich nicht, sondern das Wort Gottes, so mit und bei dem Wasser ist, und der Glaube, so solchem Wort Gottes im Wasser traut.“ Ferner, in der Augsburgischen Konfession, Art. XIII, § 2: „Derhalben sie (die Sakramente) auch Glauben fordern und dann recht gebraucht werden, so man's im Glau-

ben empfahet und den Glauben dadurch stärket.“ Im Lateinischen folgt dann noch der Zusatz: „*Damnam igitur illos, qui docent, quod sacramenta ex opere operato justificant, nec docent fidem requiri in usu sacramentorum, quae credit remitti peccata.*“ (Müller, S. 42.) Desgleichen in der Apologie: „Darum sagen wir auch, daß zum rechten Brauch der Sakramente der Glaube gehöre, der da glaube der göttlichen Zusage und zugesagte Gnade empfahet, welche durch Sakrament und Wort wird angeboten. . . . Denn die göttliche Zusage kann niemands fassen denn allein durch den Glauben. Und die Sakramente seien äußerliche Zeichen und Siegel der Verheißung. Darum zum rechten Brauch derselben gehört Glaube.“ (Art. XIV, § 20.) Luther schreibt: „Da habe ich gesagt: Es wäre besser, gar überall kein Kind taufen, denn ohne Glauben taufen, sinnemal daselbst das Sakrament und Gottes heiliger Name vergebens wird gebraucht, welches mir ein Großes ist. Denn die Sakramente können und sollen ohne Glauben nicht empfangen werden, oder werden zum größten Schaden empfangen.“ (Vom Anbeten des Sakraments, 1523. W. XIX, 1625.) Endlich schreibt Joh. Gerhard: „Keineswegs aber hegen wir den Wahn von dem opus operatum, sondern fordern allerdings den Glauben zu einem heilsamen Gebrauche der Taufe und erkennen mit ausdrücklichen Worten, daß die Taufe niemandem etwas nütze ohne Glauben.“ (Bit. im Allg. Synodalber. 9, S. 96.)

Das ist doch deutlich genug! Und eben das ist es, was wir mit Ernst und Nachdruck betonen. Daher sind wir denn auch so vorsichtig, damit wir niemandem die Sakramente reichen, von dem wir nicht annehmen dürfen, daß er den wahren Glauben habe. Und gerade an diesem Punkte fehlt es bei unsrern Gegnern gar sehr. Kein wahrer lutherischer Pastor würde sich bereit finden lassen, die Mehrzahl derer zu taufen, denen z. B. die Baptisten ohne alle Bedenken die Taufe gewähren. Die allermeisten ihrer Taufkandidaten haben wenig oder gar keine Erkenntnis der Heilswohltheiten. In einer sogenannten Erweckungsversammlung sind etwa ihre Gefühle durch äußere Sinnesindrücke, z. B. durch Schreien, Jauchzen, Weinen, Seufzen, Ausmalen der Höllenqualen etc., erregt worden. Sie haben wohl auch eine Anzahl christlicher Phrasen und biblischer Ausdrücke kennen gelernt; aber ohne auch nur den alleroberflächlichsten Unterricht in Gottes Wort empfangen zu haben, werden sie flugs getauft. Das würde, wie gesagt, kein treuer lutherischer Pastor tun. Und ebenso verhält es sich mit dem heiligen Abendmahl. Wozu unser ausführlicher Unterricht im Katechismus und in der biblischen Geschichte in der Schule und im Konfirmandenunterricht, ehe wir ein Kind zulassen zur ersten Kommunion? Warum die Beichtanmeldung vor jeder Abendmahlfeier? Doch nur darum: Wir wollen, soweit an uns ist, tun, um zu verhüten, daß kein Unwürdiger, das heißt, kein Ungläubiger oder Zweifler, das heilige Abendmahl empfange. Aber wie steht es in dem Punkte bei den allermeisten

Selten? Sie haben und verteidigen mit allem Eifer "open communion", das heißt, sie lassen jeden zu, der das Sakrament bei ihnen nehmen will. Ja, sie laden sogar dringend dazu ein.

"Ja, aber", so erwidern uns unsere Gegner, „die kleinen Kinder, die Säuglinge, haben doch keinen Glauben, und doch taufst ihr sie! Ihr handelt also nicht nur gegen das Schriftwort: „Wer da glaubet und getauft wird“, sondern auch gegen eure eigene Lehre, gegen euer eigenes Bekenntnis.“ Das klingt nun sehr ernst und christlich. Aber es ist alles Wind, erheuchelter Ernst. Fragen wir doch einmal unsere Selten und Schwärmer: Wie steht es denn eigentlich bei euch mit der Lehre von der natürlichen Beschaffenheit der kleinen neugeborenen Kinder? Was glaubt, was lehrt ihr denn eigentlich über diesen Punkt? Wer sind doch die Leute, die so viel zu sagen wissen von "innocent babes", von unschuldigen Kindlein? Wer sind die Leute, die da singen: „Wenn kleine Himmelserben in ihrer Unschuld sterben, so ist das gar kein Tod“? Wer ist es, der im Grunde die Schriftlehre von dem erbsündlichen Verderben aller Menschen, auch der Säuglinge, verwirft? Das sind ebendieselben Schwärmer, die scheinbar darüber so entrüstet sind, daß wir den kleinen Kindern die Taufe geben. Und gerade hier ist der Punkt, wo wir uns vor allen Dingen mit den Baptisten zunächst auseinandersetzen müssen. An diesem Punkte liegt der eigentliche Grund ihres Widerspruchs gegen die Kindertaufe.

Die lutherische Kirche lehrt nach der Schrift, daß alle Menschen, auch das soeben geborene Kindlein, von Natur Kinder des Zornes sind, daß sie aus sündlichem Samen gezeugt und daher Fleisch vom Fleisch geboren sind. Anstatt von „ihrer“ angeborenen Unschuld zu singen, singen und beten wir vielmehr: „Wasch es, Jesu, durch dein Blut von den angeerbten Flecken.“ Wir bekennen bei der Taufe eines jeden Kindleins: „Auch dieses gegenwärtige Kindlein ist in seiner Natur mit gleicher Sünde wie wir vergiftet und verunreinigt, derowegen es auch des ewigen Todes und der Verdammnis sein und bleiben müßte.“ Was wollen die Schwärmer eigentlich? Wie soll man die Leute verstehen? Verdammliche Sündenschuld sollen nach ihrer Versicherung die Kleinen nicht an sich haben. Ungläubige Heiden sollen sie auch nicht sein. Nun sagt aber die Schrift klar und deutlich: „Wer nicht glaubet, der wird verdammt“; „Ohne Glauben ist's unmöglich, Gott gefallen“; „Der Mensch wird gerecht . . . allein durch den Glauben“. Da haben sie also doch jedenfalls den Glauben, wenn sie, wie ihr behauptet, ohne getauft werden zu müssen, selig werden? Nein, nein, schreien da unsere Gegner, den Glauben haben sie nicht! Also Sünde haben sie nicht und den Glauben haben sie auch nicht. Ja, was haben sie denn? Hat der liebe Gott die armen Kleinen am Ende ganz vergessen oder übersehen, als er den großen Heilsplan zur Seligkeit aller Menschen fasste? Oder hat er vielleicht für die Kinder einen besonderen, einen andern Heilsplan, einen andern Weg zur Seligkeit verordnet als für die Er-

wachsenen? Besehen wir einmal die Stellung der Gegner etwas genauer. Einmal sagen sie, es sei eine Sünde, die unmündigen Kinder zu taufen, da sie noch keinen Glauben hätten und auch nicht haben könnten. Das heißt doch nach der Schrift, alle unmündigen Kinder liegen noch im geistlichen Tode. Denn, wie oben schon nachgewiesen worden ist, nach der Schrift sind alle, die ohne Glauben sind, noch fern von Gott, Kinder des Zorns, Erben der ewigen Verdammnis. Dann wieder sagen sie: Die Kleinen bedürfen der Taufe nicht, weil sie "innocent", unschuldig und Gott wohlgefällig seien. Das heißt aber nach der Schrift: Auch die Kleinen haben den Glauben. Denn nach Gottes Wort wird der Mensch, jeder Mensch, einzig und allein durch den Glauben vor Gott gerecht, Gott wohlgefällig. Was soll man nun dazu sagen? Ist es nicht ein ärgerlich Geschäft, sich mit solchen Irrlichtern abplagen zu müssen?

In unserer zweiten These haben wir ausführlich nachgewiesen, daß die Kleinen der heiligen Taufe bedürfen, weil auch sie Fleisch vom Fleisch geboren sind und daher als Sünder nicht ins Reich Gottes eingehen können, sie seien denn zuvor wiedergeboren. So wie unsere Kinder geboren werden, liegen sie samt dem ganzen menschlichen Geschlechte unter Gottes Zorn und Fluch. Sie sind von Natur ohne auch nur das geringste Fünklein geistlichen Lebens; sie sind vielmehr tot im erbäudlichen Verderben. Da ist weder Glaube noch Liebe noch Gottesfurcht!¹⁾ Fragt man uns aber: Warum tauft ihr sie denn, da ihr doch selbst bekennt, daß sie den Glauben nicht haben, und nach eurer Lehre auch niemand getauft werden soll, er habe denn den Glauben? so antworten wir mit unserm Katechismus: „Eben deswegen sind die Kinder zu taufen, damit durch die Taufe, als das ordentliche Mittel, der Glaube in ihnen durch die Kraft des Heiligen Geistes erweckt und zugleich versiegelt werde, wodurch dann die Taufe heilsam wird.“ (Dietrich, Fr. 503.)

Hier erhebt sich nun eine Frage, über die schon viel gestritten worden ist, ob nämlich das Kind getauft werde auf den erst durch die Taufe selbst geschenkten oder auf den durch die gläubige Fürbitte der das Kind herzutragenden Eltern, Paten und der christlichen Kirche im allgemeinen erst zu wirkenden Glauben. In der Taufhandlung fällt beides zusammen, Gebet und Fürbitte und die Sakramentshandlung. Aber da uns über diese Frage in der Schrift keine besondere Antwort gegeben ist, so tun wir am besten, wenn wir einfach bei dem stehen bleiben, was uns Gottes Wort klar und deutlich über die Lehre von

1) Vgl. Joh. Calvin an den Frankfurter Senator Joh. Clauburg: „Die kleinen Kinder empfangen die Taufe keinesweges, damit sie Gottes Kinder und Erben werden, sondern weil sie vor Gott schon als solche gelten, wird die Gnade der Kindshaft an ihrem Fleische versiegelt. Andernfalls würden die Wiedertäufer sie mit vollem Rechte von der Taufe abhalten.“ (Epistolae et Responsa. Lausanna 1576, p. 377.)

der Taufe sagt. Sie sagt aber, daß alle Menschen, auch die Kinder, von Geburt Fleisch vom Fleisch geboren und daher Kinder des Böns und tot in Sünden sind und daher wiedergeboren werden müssen, ehe sie in das Reich Gottes eingehen können. Damit dies aber geschehe, das heißt, damit auch die kleinen Kindlein wiedergeboren und selig werden, hat Christus ausdrücklich befohlen, auch die Kindlein zu taußen. Nun hat er aber selbst bestimmt, daß niemand getauft werden darf, der nicht glaubt. Da er nun aber selbst befohlen hat, daß auch die Kinder getauft werden sollen, ohne Glauben aber niemand getauft werden darf, so folgt daraus, daß bei und in der Taufe der Kleinen ein eigener Glaube da sein muß. Wann dieser Glaube entsteht, das können wir nicht entscheiden, da wir darüber in der Schrift keine Aussagen finden. Nur das wissen wir aus Gottes Wort, daß der Glaube nur durch die Gnadenmittel, durch Wort und Sakrament, gewirkt wird. Wir halten also fest an dem Worte Luthers: „Darum sollen und müssen wir darauf verharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament. Alles aber, was ohne solch Wort und Sakrament vom Geist gerühmt wird, das ist der Teufel.“ (Schmalkl. Art. Müller, S. 322.) In der Konfördienformel heißt es: „So haben auch die alten und neuen Enthusiasten gelehrt, daß Gott die Menschen ohne alle Mittel und Instrument' der Kreatur, das ist, ohne die äußerliche Predigt und Gehör Gottes Worts, durch seinen Geist bekehre und zur seligmachenden Erkenntnis Christi ziehe.“ (Sol. Deel., S. 588, § 4.) Wir sagen daher ganz einfach mit Luther in den Schmalkaldischen Artikeln, daß die Kleinen „in der Taufe gläubig werden“, „in baptismo credere incipiunt“. (S. 322.) Und um nicht auf allerlei Abwege zu geraten, unterlassen wir es, über den Moment und über die Art und Weise, in welcher dieser Glaube, der laut Christi Wort bei der Taufe da ist und da sein muß, entsteht, zu grübeln. Das überlassen wir ganz und gar der Weisheit und der Allmacht unsers Herrn Jesu und glauben in kindlicher Einfalt, wenn er uns sagt, daß die Taufe das Bad der Wiedergeburt sei, daß also in der Taufe auch den Kindlein der Glaube und neues geistliches Leben geschenkt werde.

Das bringt uns nun zu dem zweiten und wichtigsten Einwurf der Schwärmer gegen unsere Lehre von der Kindertaufe, da sie nämlich sagen, daß wir, selbst wenn unsere Lehre von der Kraft und Wirkung der Taufe richtig wäre, dennoch die Kindlein nicht taußen dürfen, da ja die Kleinen noch gar nicht glauben könnten. Jeder sieht, es handelt sich also vornehmlich um die Frage: Können die kleinen Kinder, infantes, glauben? Können sie wiedergeboren werden? Wir beantworten diese Frage mit einem emphatischen Ja! Allerdings können sie das! Was verstehen wir hier unter „Glauben“? Quenstedt überträgt ohne weiteres die Definition des Glaubens, wie er sich bei Erwachsenen findet, auf den Glauben der Kinder. Er schreibt: „Fidem, inquam, veram, prout includit spiritualem notitiam, assensum et fiduciam seu ap-

prehensionem et applicationem meriti Christi.“ (V, p. 147.) Wenn wir aber sagen, die Kleinen glauben, so behaupten wir damit keineswegs, daß sie die bewußte intellektuelle Erkenntnis der Heilswohlheiten haben, ihnen bewußterweise Beifall geben und darauf ihre Zuversicht setzen. Wir wollen damit vielmehr nur dies aussagen, daß der Heilige Geist ihnen in der Taufe die Frucht und die selige Wirkung des Verdienstes Christi so zueignet, daß sie diese ebensowohl empfangen und ihrer teilhaftig werden wie die Erwachsenen. Kurz, wir können sagen, der Heilige Geist appliziert dem Kinde, und das Kind empfängt in der Taufe die Taufgnade. Dies wunderbare Werk nun, das der Heilige Geist durch dies Gnadenmittel der heiligen Taufe in dem Herzen des Kindleins wirkt, daß er nämlich neues geistliches Leben, neue geistliche Kräfte, die Kraft zu glauben, ja den Glauben selbst in ihm wirkt, nennen wir nach der Schrift die Wiedergeburt, daher denn unser Kenntnis für Wiedergeburt auch geradezu den Ausdruck „Lebendigmachung“, vivificatio, setzt. (S. 614, § 20.) Quenstedt schreibt: „Das Wesen, forma, der Wiedergeburt besteht in der Schenkung des geistlichen Lebens, das heißt, in der Mitteilung der Kräfte zu glauben und des seligmachenden Glaubens.“ (III, p. 691.) Kromaher schreibt: „Wir nehmen die Wiedergeburt als die Schenkung des Glaubens, welcher die Rechtfertigung folgt.“ (Theol. Posit.-Pol., Art. XVI, Thes. 15.) Höpfner schreibt: „Gott zeugt uns, das ist, er gibt übernatürliche Kräfte zum Glauben.“ (Disp. X. de Just., p. 936.) J. Olearius schreibt: „Wiedergeburt im eigentlichen Sinne, stricte, bezeichnet die Schenkung des Glaubens selbst.“ (Isag. in Lib. Symb., p. 1250.) Baier schreibt: „Das Wort Wiedergeburt bezeichnet eigentlich, praecise, die Schenkung des Glaubens. Demselben entsprechen die Ausdrücke ‚neue Schöpfung‘, ‚Lebendigmachung‘ und ‚geistliche Auferweckung‘.“ (Ed. Walther, P. III, p. 178.) Und abermals: „Das Wesen der Wiedergeburt besteht in der Schenkung des Glaubens.“ (L. c., p. 187.) D. Walther schreibt in seiner Evangelienpostille: „Das Wort Wiedergeburt . . . begreift eigentlich nichts anderes in sich als das neue Leben des wahren Glaubens in unserm Herzen. . . . Die Wiedergeburt, weil sie eine neue geistliche Geburt ist, muß ein neues geistliches Leben, neue geistliche Bewegungen, Begierden, Willen, Verstand und Kräfte geben.“ (S. 214.)

Daz aber die Taufgnade nichts anderes sei als eben die Gnade der Wiedergeburt, das erhellt aus Tit. 3, 5 und Joh. 3, 5. Da ist nun die Frage: Lehrt die Heilige Schrift klar und deutlich, daß der Heilige Geist auch den kleinen Kindern diese Taufgnade, das heißt, die Gnade der Wiedergeburt, applizieren, sie ihnen mitteilen kann? Mit andern Worten: Sind nach der Schrift die kleinen Kinder wiedergebärbar? Kann der Heilige Geist in ihnen neues geistliches Leben schaffen, sie vom geistlichen Tode erwecken, ihnen neue geistliche Kräfte, sonderlich aber den Glauben geben? Wir antworten mit Emphase: Ja! Chemniß spricht sich über dieses wunderbare Werk des Heiligen Geistes im Herzen der Kleinen so aus: „Wenn wir sagen, daß die Kleinen, infantes, glauben

oder den Glauben haben, so ist das nicht so zu verstehen, daß die Kleinen die Bewegungen des Glaubens verstehen oder empfinden, sondern es soll damit verworfen werden der Irrtum derjenigen, welche meinen, die getauften Kleinen gefielen Gott wohl und würden selig ohne irgendwelches Werk des Heiligen Geistes an ihnen, da doch Christus klar sagt: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde aus dem Wasser und Geist.“ Und mit der Vergebung der Sünden wird auch immer der Heilige Geist gegeben. Auch kann niemand Gott gefallen ohne den Heiligen Geist“, das heißt, ohne daß er den Heiligen Geist habe, „Röm. 8. Wenn es also gewiß ist, daß die getauften Kleinen Glieder der Kirche sind und Gott gefallen, so ist auch dies gewiß, daß der Heilige Geist in ihnen wirksam ist, und zwar wirksam auf eine solche Weise, daß sie das Himmelreich, das ist, Gottes Gnade und Vergebung der Sünden, empfangen können. Christus bekräftigt dies ausdrücklich Mark. 10: „Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfahet als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.“ Daß den Kleinen also, welche zu Christo gebracht werden, nicht nur das Reich Gottes dargegereicht und geschenkt wird, sondern daß sie es auch empfangen, das ist aus diesem Spruche Christi gewiß. . . . Es muß daher der Heilige Geist in den Kleinen, die getauft werden, tätig (efficacem) sein und bewirken (operari), daß sie das Reich Gottes, welches in der Taufe dargegereicht und geschenkt wird, empfangen können, auf ihre Weise, die uns weder genügend bekannt noch erklärlich ist. . . . Und obgleich wir es nicht genügend verstehen oder mit Worten erklären können, welcher Art jene Arbeit und jenes Wirken des Heiligen Geistes in den Kleinen, die getauft werden, sei, so ist doch das aus Gottes Wort gewiß, daß sie da sind und geschehen. Eben diese Handlung, dieses Werk des Heiligen Geistes in den Kleinen nennen wir aber den Glauben und sagen, daß die Kleinen glauben. Denn die Schrift nennt jenes Mittel oder Werkzeug, womit das Reich Gottes, das im Wort und in den Sakramenten dargegereicht wird, empfangen wird, Glaube und sagt, daß die, die glauben, das Reich Gottes empfangen.“ (Examen, P. II, p. 50.)

(Schluß folgt.)

Die Autorschaft des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“.

In der Anzeige des Nelleschen Werkes: „Die Geschichte des deutschen evangelischen Kirchenliedes“, im Maiheft dieser Monatsschrift, macht der Rezensent die Bemerkung: „Der Autor des Osterliedes „Jesus, meine Zuversicht“ ist nach Nelle nicht Luise Henriette von Brandenburg, auch nicht des Bußliedes „Ich will von meiner Missetat“.“ Diese Bemerkung gibt dem Einsender Gelegenheit, die von der Gesangbuchskommission in der Augustnummer 1908 vorgeschlagene Korrektur der hymnologischen Notiz unter dem Liede No. 111 zu motivieren.

Das Lied steht zuerst in dem Gesangbuche: „D. M. Luthers und anderer vornehmen geistreichen und gelehrten Männer Geistliche Lieder und Psalmen. Zu Berlin, Gedruckt und verleget von Christoff Runge. Im Jahre 1653.“ In der an die „Durchlauchtigste Fürstin und Frau, Frauen Louhsen, Marfgräfin und Churfürstin zu Brandenburg, geborene Prinzessin zu Oranien“, auf deren Veranlassung die Herausgabe des Buches erfolgt war, gerichteten Zuschrift des Verlegers findet sich folgende Stelle: „E. Churfürstl. Durchl. geruhen nun selbst gnädig zu urtheilen, mit was großer Freude dero selben gnädigsten Befehl ich unterthänigst aufgenommen, den sie mir durch dero Christen Hoffmeister, Herrn Otto von Schwerin, vor zwey Jahren albereit thun lassen, daß ich die schönen Lutherischen Gesänge zusammen suchen, und dieselbe nebst des Ambroßii Lobwassers Psalmen, Catechismo und täglichen Gebätlein in ein Buch zusammen drucken und herfür geben sollte, zu geschweigen, daß E. Churfürstl. Durchl. zeither so unablässig, und zwar, da Sie ferne von hier gewesen, um Beschleunigung solches Werkes erinnern, und solches Buch noch mit dero eigenen Liedern als: Ein ander stelle sein Vertrauen Auf die Gewalt und Herrlichkeit se., Gott, der Reichsthumb deiner Güte, dem ich alles schuldig halt se., Jesus, meine Zuversicht Und mein Heiland, ist im Leben se., Ich will von meiner Missethat zum Herrnen mich bekehren se. vermehren und zieren wollen. Es haben E. Churfl. Durchl. nicht nur in den ist gemeldten geistreichen Ihren eigenen Liedern dero Christliches Gemüth: wie Sie allein Ihr Vertrauen auff GOTT gerichtet: wie Sie dem alle Wolthaten mit dankbarem Herzen zuschreiben: und wie Sie die Hoffnung dero künftigen ewigen himmlischen Lebens allein auff Christum, als einen unbeweglichen Felsen, gegründet, der ganzen Welt kund gemacht, besondern haben zugleich in der That und kräftig diejenigen widerlegt, ja vielmehr zu Schanden gemacht, die aus bloßer Boshaftigkeit ihres Gemüthes und nur der Unterthanen unterthänigste Affection von E. Churfl. Durchl. die Evangelische Religion der Lutherischen so sehr hasseten, daß Sie auch weder deren Bekänner, noch icthwas, so zur selbigen Lehr gehörig, sehen noch weniger gebrauchen möchten.“

Auf obige Worte Runges gestützt, hat man angenommen, daß die dort namhaft gemachten Lieder von der Kurfürstin selbst verfaßt seien. Schon in dem Buche „Zur Geschichte der Berliner Gesangbücher“ (Berlin, 1856) behauptet Bachmann, daß die Autorschaft der Kurfürstin durch diese Dedikation „wider alle dagegen erhobenen Zweifel sicher gestellt“ sei. Ebenso haben andere Hymnologen in jener Zeit geurteilt. An lebhaften und sehr gewichtigen Einsprüchen gegen diese Behauptung hat es nicht gefehlt. Auffallend ist dies, daß der Name der Kurfürstin mehr als ein volles Jahrhundert nach dem Erscheinen des Liedes hindurch in keinem der zahlreichen Gesangbücher, die es aufgenommen haben, genannt wird. Bei der Bedeutung und Geltung seines Gesangbuches wird man kaum annehmen können, daß Runge bezügliche Be-

merkungen bald der Vergessenheit anheimgefallen wären. Kannte man aber seine Angabe, ohne sich zur Annahme der Autorschaft der Kurfürstin dadurch bestimmen zu lassen, so liegt die Vermutung nahe, daß man die Worte Runges, „dero eigene Lieder“, in andern Sinne auffaßte. Runge selbst gibt den Text des Liedes anonym. Nun sagt man zwar, nach dem in der Widmung bemerkten sei der Name bei dem Liede selbst überflüssig gewesen. Allein da der Herausgeber einmal durchgängig die Autoren, soweit sie ihm bekannt waren, nannte, warum hätte er bei den in Rede stehenden Liedern eine Ausnahme machen sollen? Alle Gesangbücher, die das Lied aufgenommen haben, vom Rungeschén (1653) an bis 1770, setzen ausdrücklich die Bezeichnung „Anonymus“. Hundert Jahre lang hat man also trotz jener Bemerkungen Runge nicht daran gedacht, die Kurfürstin für die Verfasserin zu halten. Erst der gräfliche Bibliothekar H. C. Natzmann zu Wernigerode hat die bezügliche Stelle der Rungeschén Widmung wieder ans Licht gezogen und die Autorschaft der Kurfürstin daraus gefolgert.

Während des langen Zeitraums nun, wo unser Lied im allgemeinen anonym durch die Gesangbücher ging, haben es die Hymnologen an Bemühungen, dessen Autor ausfindig zu machen, um so weniger fehlen lassen, als das Lied zu den verbreitetsten, beliebtesten und gesegnetsten Gesängen unserer Kirche gehört. Anfangs riet man auf Kaspar Ziegler, dann auf Hans von Aßig, später auf Michael Schirmer. Daß man das Lied, welches Rambach „ein anerkanntes Meisterwerk der christlichen Poesie“ nennt, und von dem C. v. Winterfeld urteilt: „Es wird allezeit ein Kleinod bleiben aus dem heiligen Gesange der evangelischen Kirche“, einem Paul Gerhardt, wiewohl ohne Erfolg, zugeschrieben hat, ist nicht zu verwundern, denn es würde ihm nicht zur Unreue gereicht haben. Ein neuer Streit über die Autorschaft unsers Liedes entbrannte im vorigen Jahrhundert. Der königliche Historiograph Prof. Dr. Preuß in Berlin, der sich mit der Sache beschäftigte, ging besonnen und gründlich zu Werke. Im Jahre 1860 veröffentlichte er eine interessante, Aufsehen erregende Abhandlung: „Hat die Kurfürstin Luise von Brandenburg deutsche Kirchenlieder gedichtet?“ Die Gründe, die ihn zur Verneinung der gestellten Frage bestimmten, sind im wesentlichen folgende: 1. Der Hofprediger Stosch, der langjährige Beichtvater der Kurfürstin, hat weder in der ihr gehaltenen Leichenpredigt noch in dem der Predigt folgenden „Churfürstlichen Ehrengedächtniß“ ihrer als Liederdichterin gedacht, während er ihre Liebe zu dem Worte Gottes und zu den Liedern der Kirche gebührend hervorhebt. Er, der „der sterbenden Churfürstin in ihrer letzten tödtlichen Krankheit vom 30. April (1667) an bis in ihren letzten Athem (den 18. Juni) mit Gebete und geistlichen Unterredungen unterthänigst aufgewartet“, sagt von ihren letzten Lebenstagen: „Weil Ihre Churfürstl. Durchlaucht, sobald sie in diese Lande kommen, einige sonderliche geistliche Unmuthigkeit hatten an den Hochdeutschen Liedern, so nicht anders in sich halten als Lebens-, Glaubens-

und Trostlehrn, welche bei allen evangelischen Christen außer Streit, auch nach dem Licht des Neuen Testaments verfaßt sind, als haben wir auf die letzte, da die Stimmen schwach worden, neben den Psalmen Davids mit solchen Liedern, welche der hochseligen Churfürstin bekannt waren, continuiret.“ „Wäre es nicht sträflich von Stoschius gewesen“, fragt Preuß, „wenn er der Kurfürstin nicht das schönste Trostlied für Christen, die der Vollendung entgegengehen, gelesen oder, wenn er es, wie ohne Zweifel, getan, ihr in seinem Ehrengedächtnis nicht auch die Dichterehre gegeben?“ Allerdings wird man zugeben müssen, daß die Erwähnung von eigenen Liedern der Kurfürstin hier nicht hätte unterbleiben können und dürfen, wenn dem fürstlichen Beichtvater etwas davon bekannt gewesen wäre. 2. Johann Erüger gibt die von Runge als Lieder der Kurfürstin bezeichneten Gesänge in den verschiedenen Ausgaben seiner „Praxis pietatis melica“ anonym, während er sonst die ihm bekannten Dichter durchgängig namhaft macht. 3. Mit besonderem Nachdruck hebt Preuß das sprachliche Bedenken hervor, auf welches schon C. J. Koch in seinem „Compendium der deutschen Literaturgeschichte“ (Berlin, 1798) mit den Worten hindeutet: „Indessen verdient der Zweifel einige Achtung, ob eine geborene Holländerin es in der hochdeutschen Sprache je so weit habe bringen können, um in derselben solche Lieder zu dichten.“ Ihre Wirtschaftsbücher hat die Kurfürstin holländisch geführt, ihre Briefe französisch geschrieben. Am 27. Dezember 1646 mit dem Großen Kurfürsten vermählt, kam sie erst Mitte April 1650 nach Berlin. Wie hätte nun innerhalb so weniger Jahre eine französisch gebildete Holländerin der deutschen Sprache so weit mächtig werden können, um — selbst bei vorzüglicher dichterischer Begabung — Lieder von so reinem Ausdruck und so geläufigem Versbau darin zu dichten? Ein hochdeutscher Brief der Kurfürstin, welcher frühestens gleichzeitig mit dem Druck des Rungeschen Gesangbuchs, vielleicht aber auch noch später, geschrieben ist, lautet so: „Gnedigster Corvorst. Ihg bit um vertsiouung das es neuy jar sig so slegt jastelt, aber dey oursag js vons grose vaser das jg kleyne jntrade von oragnienburg bekomen hab, jhg vil hofen, es uirt ous ender jar besser geyn, meyn geneeligster Corvorst mous es herts uor dey gab enemen, das uir taltseyt bestendig bliben als euer onderdenye magt von oragnienburg Louise.“

Daz die Feder, die diesen Brief geschrieben hat — urteilt Preuß —, für die in Rede stehenden Lieder die nötige Sprachgewandtheit gehabt habe, werde man gewiß nicht sagen dürfen. Die Kurfürstin hat, da ihre Mutter eine Deutsche war, gewiß von Jugend auf nicht ausschließlich unter französisch-holländischem, sondern auch unter deutschem Einfluß gestanden und sich, besonders aus Anlaß ihrer ehelichen Verbindung, mit der deutschen Sprache beschäftigt; allein ein anderes ist es, sich einer Sprache zur Notdurft bedienen, ein anderes, klassische Lieder in ihr verfassen, die sich mit dem Besten der Art an die Seite stellen dürfen. Das Zeugnis Runges wird von Preuß in keiner Weise be-

anstandet, nur glaubt er es in anderm als dem hergebrachten Sinne verstehen zu sollen. Der Ausdruck „Dero eigene Lieder“ in der Runge-schen Dedikation soll nämlich nur Lieblingslieder der Kurfürstin, oder solche Lieder bezeichnen, die eigens für sie von frommen Männern verfaßt und von ihr mit besonderer Vorliebe gebraucht seien. Dr. Daniel in Halle hat sich dieser Auffassung mit der Modifikation angeschlossen, daß Runge die von der Kurfürstin ihm zugesandten Lieder nur irrigerweise für deren eigene Arbeit gehalten habe.

Daz der schöne Traum, die Gemahlin des Großen Kurfürsten für die Verfasserin des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“ anzusehen, bei allen Hymnologen der Gegenwart aufgegeben ist, dazu hat wohl am meisten ein Dokument beigetragen, das im Jahre 1894 ans Licht gezogen wurde. Superintendent D. theol. Wilhelm Nelle in Hamm i. W. veröffentlichte in genanntem Jahre in einem Fachblatt einen Artikel: „Noch einmal die Oranierin Luise Henriette, die Gemahlin des Großen Kurfürsten“, in welchem er aus einer im Archiv von Xanten befindlichen Urkunde nachweist, welchen Anteil der Kurfürst und seine Gemahlin an dem Geschicke der dortigen Gemeinde nahm. Der dortige Prediger, der spätere Hofprediger Johannes Kunzkius, erreichte es, daß die fürstliche Huld für die arme Gemeinde eine Fundation erhielt, über welche der Große Kurfürst am 3. August 1658 die Urkunde vollzog. In der Anlage dazu befindet sich noch ein Schreiben des Hofpredigers Kunzkius vom 10. August 1658. In diesem Schriftstück steht nun folgender Passus: „Dieses aber achte ich für allen Dingen nötig, daß Ihre Gemeinde ein demütiges Dankschreiben an die Kurfürstin abgehen ließe.... Dieses Dankdagungsschreiben müßte in niederdeutscher Sprache geschrieben werden, weil Serenissima nicht wohl Hochdeutsch lesen kann.“

Nach diesem urkundlichen Zeugnis ist es über allen Zweifel erhaben, daß die Kurfürstin, die 1658 noch nicht wohl Hochdeutsch lesen konnte, sechs Jahre früher unmöglich hochdeutsch zu dichten imstande war. So muß man die Kurfürstin aus unserm Gesangbuch entfernen, und das große Lied muß mit vielen andern Liedern das Schicksal der Namenslosigkeit so lange teilen, bis man dem großen Unbekannten, der es gedichtet hat, auf die Spur gekommen ist. — Auf Grund der neueren hymnologischen Forschungen ist die Gesangbuchskommission genötigt, noch weitere Streichungen fürstlicher Dichter zu empfehlen. Das Lied No. 4, „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“, ist nicht von dem Fürsten Wilhelm II., Herzog zu Sachsen-Weimar, gedichtet worden, und das Lied frommer Ergebung, No. 377, „Was mein Gott will, das g'scheh' allzeit“, darf nicht mehr dem Wüstling Albrecht Alcibiades zugeschrieben werden. Die Anzahl der Lieder, die man früher als dichterische Erzeugnisse getrörter Häupter ausgegeben hat, ist im Laufe der Jahre mehr und mehr zusammengeschmolzen, und es bleiben in unserm Gesangbuch nur die beiden fürstlichen Dichterinnen, die Gräfinnen von Schwarzbburg-Rudolstadt, Emilie Juliane und Ludämilie Elisabeth, stehen.

Johann Schlerf.

Vermischtes.

Luther über faulen Vergleich in Glaubensfragen. Das bisher unbekannte Bedenken Luthers und Bugenhagens zum Regensburger Buch, welches Luther seinem Brief vom 29. Juni 1541 an den Kurfürsten beilegte, ist jetzt von D. J. Häusleiter in Hölschers „Theologischem Literaturblatt“ (Sp. 193 ff.) veröffentlicht worden. Gefunden hat D. Häusleiter dies Schriftstück in der zweiten Auflage (1549) der Schrift *Glacius*: „Ecclesiæ Briefe des ehrwürdigen Herrn D. Martini Luthers, seliger Gedächtnis, an die Theologos auf den Reichstag zu Augsburg geschriften, Anno 1530. Von der Vereinigung Christi und Belials, aus welchen man viel nützlicher Lehre in gegenwärtiger Gefahr der Kirchen nehmen kann.“ Wir lassen dies insonderheit für unsere unionistische und synkretistische Zeit wichtige Schriftstück hier folgen: „Von der Justifikation. Im Artikel von der Justifikation ist sehr wohl geredt, vorher und an mehr Orten, daß alle Menschen in Sünden geboren, Kinder des Zorns, nichts vermögen und allein durch den Mittler Jesum Christum müssen zu Gnaden kommen und selig werden, wie denn St. Paul durch die ersten 7 Kapitel zu'n Römern, auch in allen Episteln anfänglich solch's lehret; da sind wir ganz eins. Hierbei aber muß man auch lehren, daß wir“ [papistischen] „Theologen bis daher geirret und die Leut' verführt haben, das uns leid ist, mit diesen Propositionen: 1. Der Mensch hat ein' guten Willen zum Guten, auch in geistlichen Sachen. 2. Gratia gratum faciens est charitas. 3. Fides infusa est gratia gratis data, etiam in impiis. 4. Peccator homo faciens, quod in se est, de congruo meretur gratiam. 5. Justus, habens charitatem cum fide infusa, meretur vitam aeternam de condigno. 6. Homo viribus naturalibus implet mandata Dei quoad substantiam facti, sed non quoad intentionem incipientis. 7. Daß zwölf consilia evangelii sind. 8. Daß mandata Dei non sunt impossibilia libero arbitrio. Und was solcher schweren Beulen, Blattern, Eiter und Wunden mehr sind, die sie nicht heilen wollen, sondern heimlich verteidigen. Wo sie solch's nicht wollen in diesem Artikel mit anzeigen, so ist's gewiß, daß es eitels Teufels Gespenst ist mit der Vergleichung. Denn es streitet stracks wider den Artikel de justificatione. Auch wo solche Kreu'l, so wider die Justifikation bis daher gesehret, nicht werden öffentlich in Predigten und mit Schriften hinsort verdammt und zu verdammen in kaisерlichen Ausschreiben befohlen, ist weder dem gemeinen Volk noch der Lehre ichtes geholfen, sondern bleibt alles, wie es vor gewest ist. Denn es ist nicht allein not, was recht ist zu lehren, sondern wie die Schrift tut, auch zu warnen für dem, was unrecht ist, sich dafür zu hüten. Man muß nicht allein die Schaf' weiden, sondern auch den Wölfen mit Keulen und Hunden wehren, sonst ist die Weide nichts. Darum ist dieser Artikel, so er sollt' also bloß und wackelnd ausgeschrieben werden, viel zu dünne

und würde viel mehr Ungleichheit und Uneinigkeit erregen, weder bisher geschehen. Der ander' Artikel vom freien Willen. Vom freien Willen weiß ich nicht, was hierin beschlossen oder verglichen ist. Aber ich wollt', daß man solch Wort, freier Will', aus der Kirche täte, als das doch niemand ihn verstanden hat und noch nicht verstehtet, darzu viel Schadens getan hat, *juxta meam et scripturae regulam*: Was nicht not noch geboten ist und doch schädlich, soll man nicht glossieren, sondern schlecht abtun. Denn solche Wort' nennet St. Paul *zenoqvarias* (1 Tim. 6, 20; 2 Tim. 2, 16), *inaniloquia*, vergebliche Wort', und verbietet sie als schädlich. Aber in der Philosophie möcht' man's leiden als eine scharfe Purgation, die es zu Tod purgiert. Der dritte Artikel vom Glauben und guten Werken. Weil ich auch davon nicht weiß, ist hierin zu lehren wie im Artikel der Justifikation, daß der Glaub' die Person gerecht mache. Röm. 3 (V. 28): Wir halten, daß der Mensch ohn Zutun der Werk' gerecht werde, allein durch den Glauben. Die Werk' aber oder Liebe, welch's gleich viel ist, nicht die Person gerecht machen, sondern von der gerechtmachten Person geschehen, als Früchte des Glaubens, und hierbei muß man abermal verdammen befehlen diese Proposition oder Artikel: 1. daß die Liebe sei gratia gratum faciens, welches ist ihr einiger höchster Grund; 2. daß der Mensch, faciendo quod in eo est, meretur gratiam de congruo; 3. daß der Mensch Gottes Gebot mit Werken erfüllt quoad substantiam facti, und des Dings viel. Der vierte Artikel von der Erbsünde ist recht gestalt. Aber dabei muß abermal verdammt werden: 1. daß freier Will' liberum sei in utrumque oppositorum; 2. und müge aus natürlichen Kräften Gottes Gebot' erfüllen. Sunma summarum, sie müssen in diesen Artikeln widerrufen, verdammen, verfluchen alle ihre Theologie, alle sententiarios, Decreten, alle Summiisten, Bullen, Briefe, aller Stift' und Klöster Lehre und Leben, aller Päpst', Kardinalen und Bischof Stand und Wesen, samt allem, das sie mit diesem Irrtum, Abgötterei, Lästerung, Lügen gewonnen haben. Wo sie das nicht tun, so ist's gewiß, daß sie sich mit Gott nicht vergleichen wollen und mit uns fälschlich sich zu vergleichen fürnehmen, auf daß sie ihr Ding erhalten und uns mit sich solcher aller Greuel beladen und in das höllische Feuer bringen. Denn es heißt nicht allein in Christum glauben und die Sünde erkennen, sondern auch den Fürsten der Welt richten, Joh. 16 (V. 11). Martinus Luther, D. Joannes Bugenhagen Pomeranus, D." Dies herrliche Schriftstück ist eine von den vielen männlichen und entschiedenen Erklärungen Luthers gegen einen faulen Frieden. Zur Vergleichung mit dem Gegner gehört nach Luther gerade auch dies, daß der Irrlehrer seine bisherige falsche Lehre öffentlich verwirft. Was Luther hier von den Römischen fordert, verlangte er 1536 von Bucer und den Reformierten. Wer nicht den der Wahrheit entgegengesetzten Irrtum öffentlich und ohne Umschweife verwerfen will, der will auch die Wahrheit nicht ernstlich bekennen. D. Hausleiter bemerkt: „Aus den kurzen, klaren Sätzen spricht der ganze

Luther mit der entschlossenen Wucht seines durch Gottes Wort gebundenen Willens. Wer zu einer Position Ja sagt, muß die entgegengesetzte verneinen; wer sich zur Wahrheit bekennt, muß dem Irrtum, den er früher vertreten, absagen. Diese einfache und doch so weittragende Erkenntnis war der Erwerb seiner reformatorischen Arbeit. Er häfzte alle faulen Vermittlungen, alle Versuche, Ja und Nein zugleich zu sagen. Das war aber gerade die Kunst, von der in den Vergleichsverhandlungen so reicher Gebrauch gemacht wurde."

F. B.

Kirchliche Einrichtung in Genf. Hierüber schrieb 1560 Calvin an Cleitan (Corpus Ref. 46, p. 235): „Die Diener der Kirche werden zuerst von den Lehrern (Doftoren) ausgewählt. Man gibt ihnen eine Stelle der Heiligen Schrift zur Übersetzung, sodann werden sie über die wichtigsten Stücke geprüft und zuletzt haben sie eine öffentliche Predigt zu halten. Zwei aus dem Rate sind dabei anwesend. Wenn ihr Wissen genügend befunden wurde, stellen wir sie mit einem Zeugnis dem Rate vor, der über ihre Zulassung entscheidet. Sind sie aufgenommen worden, dann machen wir ihre Namen bekannt, damit allfällig unbekannt gebliebene Fehler innerhalb acht Tagen zur Anzeige gelangen können. Geschicht dies nicht, so empfehlen wir sie Gott und der Kirche. Die Kinder taufen wir nie anders als vor versammelter Gemeinde, weil es widerständig erscheint, die feierliche Aufnahme vor wenigen Zeugen vorzunehmen. Die Väter sollen dabei anwesend sein, um ihr Gelübde zugleich mit den Paten abzulegen. Wir nehmen aber nur Glaubensgenossen zu Taufzeugen, und Exkommunizierte sind davon ausgeschlossen. Niemand darf zum Abendmahl kommen, der nicht vorher sein Glaubensbekennnis abgelegt hat. Deshalb werden im Jahr viermal Prüfungen gehalten, um durch Fragen von dem Stande der Kinder Kenntnis zu erhalten. Denn obwohl dies teilweise schon an den einzelnen Sonntagen geschieht, erlauben wir doch den Zutritt zu dem heiligen Tische erst nach förmlich erwiesener Reife. Die älteren Leute werden in den einzelnen Familien jährlich geprüft. Wir haben zu diesem Zwecke die Quartiere der Stadt unter uns geteilt, um diese Besuche vorzunehmen. Dabei kommt je einer der Ältesten mit. Neue Einwohner werden examiniert, die einmal Aufgenommenen übergangen. Nun wird untersucht, ob das Haus in Ordnung gehalten ist, ob Unfriede, ob Zank mit dem Nachbar oder Trunksucht herrscht, und wie es mit dem Fleiß zum Gottesdienst steht. In der Sittenzucht haben wir folgende Gebräuche: Jedes Jahr werden vierzehn Älteste gewählt, nämlich zwei aus jedem Rate und zehn aus den Zweihunderten, eingeborene oder zugewanderte Bürger. Diejenigen, welche ihre Aufgabe treu erfüllen, bleiben im Amte, wenn nicht andere Staatsgeschäfte sie in Anspruch nehmen. Ihre Namen werden vorher bekannt gemacht, damit gegen Unwürdige allenfalls Einwendungen gemacht werden können. Vor das geistliche Gericht wird niemand gerufen ohne aller Zustimmung. Jeder einzelne im geistlichen Gericht

wird um seine Ansicht gefragt. Auch werden nur diejenigen vorgeladen, welche persönlichen Ermahnungen kein Gehör schenken wollten oder durch böses Beispiel die Kirche beleidigt haben, also Gotteslästerer, Säufer, Hurer, Raufer, Tänzer und dergleichen Leute. Geringere Fehler werden nur mit Worten geziichtet, gröbere erfordern strengere Ahndung. Bei letzteren wird die Exkommunikation ausgesprochen, doch immer nur auf kürzere Zeit. Die Schuldigen werden vom Abendmahl ausgeschlossen, bis sie um Verzeihung bitten und der Prediger sie mit der Kirche (Gemeinde) versöhnt. Wenn einer das Ansehen der Kirche mißachtet, so wird er vom Rate auf ein Jahr aus der Stadt verwiesen, es sei denn, daß er sich rechtzeitig bessere. Vergeht sich einer noch schwerer, so wird die Sache vom Rate behandelt und bestraft. Wer, um sein Leben zu retten, seinen Glauben abschwört oder der Messe beiwohnt, muß sich vor versammelter Gemeinde hinstellen. Der Prediger setzt dann die Sache auseinander. Der Exkommunizierte fällt in die Kniee und bittet dringend um Verzeihung. Dabei ist die Meinung des Konzistoriums die, daß die bürgerliche Gerichtsbarkeit in keiner Weise in ihrem Gange gehemmt werden solle. Und damit das Volk sich nicht über allzu große Strenge beklage, unterliegen die Kirchendiener nicht nur den nämlichen Strafen, sondern wenn sie etwas der Exkommunikation Verdientes begangen haben, so werden sie zugleich von ihrer Stelle abgesetzt."

(Th. B.)

Schleiermachers Lebensende beschreibt die eigene Gattin nach einer im „Reichsboten“ vom 9. Februar 1909 veröffentlichten Abschrift von dem Original, wie folgt: „Am letzten Mittwoch, den 12., stieg sein Leiden sichtbar, er lagte über heftigen inneren Brand, und der erste und letzte Klagenton drang aus seiner Brust: ‚Ach, Herr, ich leide viel.‘ Die vollen Todeszüge stellten sich ein, das Auge war gebrochen, sein Todesschlag gekämpft, da legte er die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er oft tat, wenn er tief nachdachte, und fing an zu sprechen: ‚Wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, seinen Leib, sein Blut.‘ Währenddessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge fingen an, sich zu beleben, seine Stimme war rein und stark, er sprach mit priesterlicher Feierlichkeit: ‚Seid ihr eins mit mir in diesem Glauben?‘ worauf wir ein lautes ‚Ja!‘ antworteten. ‚So lasst uns das Abendmahl nehmen; aber vom Küster kann keine Rede mehr sein. Schnell, schnell! Es stoße sich keiner an der Form; ich habe nie am toten Buchstaben gehangen.‘ Nachdem das Nötige von meinem Schwiegersohn herbeigeholt worden war, währenddessen wir in feierlicher Stille mit ihm gewartet hatten, fing er an, mit immer verklärteren Zügen und mit Augen, in denen ein wunderbarer, unbeschreiblicher Glanz, ja eine hehre Liebesglut, mit der er uns anblickte, zurückgekehrt war, einige betende einleitende Worte zu der heiligen Handlung zu sprechen. Darauf gab er zuerst mir, dann Lommatsch, indem er jedem, auch zuletzt sich selbst die Einsetzungsworte laut gesprochen:

,Nehmet hin und esset“ etc., ja so laut, daß die Kinder und Mühlenfeld, die an der Tür des Nebenzimmers knieten, es deutlich hörten, das Brot, ebenso uns dreien und dann sich selbst mit den vollständig ausgesprochenen Einsezungsworten den Wein. Dann mit einem auf Lommaisch gerichteten Blick: „Auf diesen Worten der Schrift beharre ich, wie ich sie immer gelehrt habe; sie sind das Fundament unsers Glaubens.“ Nachdem er den Segen gesprochen, wandte er sein Auge noch einmal mit voller Liebe zu mir; dann sah er jeden einzelnen an mit den Worten: „In dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir eins.“ Er legte sich auf das Kissen zurück, doch ruhte die Verklärung noch auf seinen Zügen. Nach wenigen Minuten sagte er: „Nun kann ich nicht mehr aushalten!“ und wieder: „Gib mir eine andere Lage.“ Wir legten ihn auf die Seite, er atmete einige Male auf, das Leben stand still! Unterdessen waren alle Kinder hereingekommen und umgaben weinend das Bett; sein Auge schloß sich allmählich. Ich hatte einige Male während dieser großen Augenblicke gedacht: „Hätt' ich die Kinder doch hier!“ Doch war das Erhabene derselben so groß, daß ich, in feierlicher Stille und bewegungslos an meinen Platz gebannt, selbst, wie entrückt, jeder willkürlichen Handlung unfähig war. Wie schwach reicht jetzt die Erinnerung an die Wirklichkeit dieser ungeheuren Augenblicke.“

(G. d. G.)

Von der Verbalinspiration sagt (laut „T. L.“, S. 132) D. Nösgen: „Wer daher der Heiligen Schrift und ihren Aussagen über die Inspiration der Offenbarungszeugen Glauben schenkt und die Worte offenbarung, die Gottes Tatoffenbarung zur Seite geht, als zur Durchführung des von Christo der erlösten Menschheit erworbenen Heils für notwendig erkennt, der kann auch nicht umhin, mit Luther die Inspiration der Offenbarungszeugen sich bis auf die Worte erstrecken zu lassen.“ Limitiert wird dies von Nösgen durch die Behauptung, über alle Naturverhältnisse rede die Bibel durchweg aus der Naturbetrachtung des einfachen Menschen heraus und verlässe nicht den Boden der Weltanschauung ihrer Zeit. Auf Grund dieser Limitation kann doch wieder die Irrtumslösigkeit der Schrift in Frage gezogen werden. F. B.

Das Tragen von Irrenden betreffend sagt G. L. Plitt, auf Melanchthon sich beziehend: „Die Kirche darf einen und auch viele einzelne, die in der Erkenntnis unklar sind, tragen, wenn sie sich bescheiden und Lernende bleiben wollen, oder wenigstens mit ihren Abweichungen zurückhalten; aber wenn diese Unklaren sich als die Besitzer der vollen Wahrheit geltend machen und die Kirche auf diesen ihren Standpunkt zurückzuschrauben wollen, so ist der Kampf gegen sie ein unerlässlicher, ein sittlich geforderter.“ (Zeitschrift für Prot. u. Kirche, 1868, S. 98.)



Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Was Missouri von der Gnadenwahl lehren soll, hatte das „Kirchenblatt“ der Kanadashnode vom 28. Januar seinen Lesern dargelegt aus ohio-schen Darstellungen. Ohne Zweifel war das, wie eine langjährige Erfahrung gelehrt hat, die denkbar beste Methode, um Missouri zu karrieren, und die denkbar schlechteste Methode, um hinter die Wahrheit zu kommen. Präses Eifrig vom Kanada-Distrikt sah sich denn auch genötigt, gegen die Entstellungen unserer Lehre im kanadischen „Kirchenblatt“ zu protestieren. Das kanadische Blatt entschuldigt sich nun in seiner Nummer vom 18. Februar damit, daß es ja nur aus ohio-schen Schriften abgedruckt und auch Ohio als seine Quelle angegeben habe, und daß darum der von Präses Eifrig gemachte Vorwurf das kanadische „Kirchenblatt“ nicht treffe. Das ist aber eine naive Entschuldigung. Ein Übertreter des achten Gebots ist nicht bloß der, welcher Verleumdungen erfindet, sondern auch der, welcher sie verbreitet. So urteilt selbst das weltliche Gericht. Das kanadische Blatt brauchte auch gar nicht abzuschreiben aus fremden Schriften, um die Stellung Missouris richtig darzulegen. In seinen eigenen Spalten hat es vor etlichen Jahren (1904) in selbständiger und durchaus zutreffender Weise den status controversiae zwischen Ohio und Missouri dargelegt. Ganz richtig schrieb damals das kanadische „Kirchenblatt“: „Luther erst hat die augustinische Lehre wieder erneuert. Aber auch in der lutherischen Kirche, besonders auf Unregen Melanchthons, hat man immer wieder versucht, eine, wenn auch ganz feine und geringe Mitwirkung (Synergismus) des Menschen zu seiner Seligkeit nachzuweisen und festzustellen. Was lehrt nun die Schrift? Zwei Lehren verkündet sie uns klar und unmifverständlich: 1. Der Mensch wird selig allein durch Gottes Gnade; 2. der Mensch geht verloren allein durch seine Schuld. Das sind zwei Lehren, die durch klare Schriftstellen so fest gestützt sind, daß alles Rütteln daran vergeblich ist. Sie sind wie zwei starke, massive Pfeiler, die unüberbrückt nebeneinander stehen. Und hier setzt die Differenz zwischen den verschiedenen lutherischen Synoden ein. Denn hier erhebt sich die alte Frage: Weshalb macht denn Gott nicht alle Menschen selig? Dem einfachen Mann scheint die Antwort leicht: Weil sie nicht alle an Jesum Christum glauben! Aber der Glaube ist ja auch nur eine freie Gabe Gottes (3. Artikel). Weshalb schenkt nun Gott den einen diesen Glauben und den andern nicht? Weshalb bricht er bei den einen das natürliche Widerstreben und bei den andern nicht? Hier sagt die eine Partei (soweit ich sie wenigstens verstehe): Ignoramus et ignorabimus: wir wissen es nicht und werden es nicht wissen; die andere Partei aber versucht diese Fragen immer wieder zu beantworten, jene beiden Pfeiler zu überbrücken, um, wie sie meint, ein harmonisches Ganzes zu schaffen. Das aber wird in der christlichen Kirche seit 1500 Jahren versucht, ohne daß es jemals gelungen wäre. Die Schrift läßt uns dabei im Stich. Wo immer man die Lösung gefunden zu haben glaubte, da verstieß sie gegen die klare Schriftlehre: „Denn aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben; und dasselbe nicht aus euch. Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme“, Eph. 2, 8. Unsere Vernunft kann diesen scheinbaren Widerspruch: Allein aus Gnaden selig und allein durch eigene Schuld

verdammst, nicht begreifen, deshalb versucht sie immer wieder eine Vermittlung. Philosophisch scheint sie auch zu gelingen; mit den Worten der Schrift aber gelingt sie nicht. Es ist ein Geheimnis, daß, je mehr wir es zu erleuchten suchen, für uns um so dunkler wird. Aber in der Ewigkeit, beim Schauen von Angesicht zu Angesicht wird auch das gelöst werden.“ So schrieb das kanadische „Kirchenblatt“ 1904, und das klingt ganz anders als die Sätze, welche es aus den Schriften unserer Gegner kopiert. Moral: Wer uns verleumden will, der drücke nur fleißig ab, was unsere Feinde wider uns schreiben. Wem es aber darum zu tun ist, hinter die Wahrheit zu kommen und wahrheitsgetreu unsere Lehre darzustellen, wird das nur so fertig bringen, daß er zur Quelle geht und unsere Schriften studiert. Allen darum, denen es wirklich zu tun ist um Information, empfehlen wir folgende beiden vortrefflichen Schriftchen: 1. Die Lehre von der Gnadenwahl in Frage und Antwort dargestellt aus dem ersten Artikel der Konkordienformel der evangelisch-lutherischen Kirche. Mit einem Vor- und Nachwort versehen von C. F. W. Walther (Preis: 15 Cents). 2. Die Grunddifferenz in der Lehre von der Bekhrührung und Gnadenwahl. Vortrag, gehalten vor der „freien Konferenz“ zu Watertown, Wis., am 29. April 1903 von D. F. Pieper (Preis: 25 Cents).

F. B.

Ohioisches Sic et Non in der Verlobungslehre. Von P. Th. Nickel, dem Präses der „Ev.-Luth. Synode in Australien“, ist uns folgendes Schreiben zugegangen: „Gudunda, 14, 4. '09. Geehrter Herr Professor! So eben erhalten ich „Lehre und Wehre“ und lese mit Interesse, „Wie die Ohioer die rechte Lehre von der Verlobung bekämpfen“. (Kz., 12. Sept.) Also die Missourier machen ein göttliches Gebot, wo Gott keins gegeben hat! Sie beschweren die Gewissen und haben auch schon oft Herzeleid und Schaden verursacht“. Seit wann hat Ohio diese Schwenkung gemacht? Noch vor wenigen Jahren konnte eben dieselbe „Kirchenzeitung“ schreiben: „Wir würden diese traurige und beschämende Angelegenheit“, nämlich daß ein englisch-lutherischer Pastor eine ihn reuende Verlobung gebrochen hat, „weiter nicht in Betracht ziehen, wenn sie nicht eine Tatsache ans Licht brächte, die gewiß auch einmal zur Sprache gebracht werden sollte, nämlich daß die Meinung immer mehr um sich greift, es sei noch Zeit, ein voreilig gemachtes Versprechen zu brechen, solange es noch nicht weiter gekommen sei als zur Verlobung; aus einem gebrochenen und aufgelösten Verlöbnis brauche man sich kein Gewissen zu machen. Dem ist aber nicht so, nicht nach Gottes Wort und nicht einmal nach den Staatsgesetzen. Es gibt allerdings Verlöbnisse, die ungültig sind nach Gottes Wort, das sind die heimlich hinter dem Rücken und wider den Willen der Eltern geschehenen. Wo aber die Verlobung also geschehen ist, daß zwei zur Ehe tüchtige Personen freiwillig und vor Zeugen oder, falls die Eltern noch leben, mit deren ausdrücklicher Einwilligung sich die Ehe versprochen haben, so ist sie eine gültige und bindende. Solche Verlobung ist dann der Verbindlichkeit nach der vollzogenen Ehe gleichzuachten, die also Verlobten sind Verheiraten gleichzustellen, nur daß der Ehrbarkeit wegen das eheliche Zusammenleben bis nach der Trauung unterbleibt. Die bewirkende Ursache ist eben nicht der Trauungsaft, sondern der gegenseitige Konsens, die rechtmäßige Verlobung, wie Gerhard schreibt: „Die priesterliche Einsegnung der Eheleute wird nicht zum Wesen der Sache selbst, nämlich der Ehe, erfordert, sondern zur öffentlichen Bezeugung derselben, damit jedermann bekannt sein könne, daß die Ehe in

rechtmäßiger und ehrbarer Weise eingegangen worden sei. Vor dem Forum des Gewissens und vor Gott ist die eine wahre und gültige Ehe, welche mit beiderseitigem rechtmäßigen und ehelichen Konsens eingegangen worden ist, mag immerhin die priesterliche Einsegnung nicht hinzugekommen sein.“ So ist gewiß nach solch rechtmäßiger Verlobung nicht die Zeit, sich darüber schlüssig zu werden, ob man mit einer gewissen Person auch zusammenleben wolle im Stande der heiligen Ehe, „bis sie der Tod scheide“, sondern vor der Verlobung. Ist die Verlobung erst in rechtmäßiger Weise vollzogen, besonders mit Einwilligung der Eltern, ob gegenwärtig oder nicht, dann gibt es für einen Christen kein Zurück mehr, es sei denn, daß ähnliche Scheidungsgründe vorliegen wie bei rechtmäßiger Ehescheidung. Wer aber für Einlösung seines Eheversprechens aus diesem oder jenem Grunde sich nicht entschließen kann, der soll dann auch ohne Ehe bleiben. Das ist die Lehre göttlichen Worts, wie jeder Pastor einem darüber weitere Belehrung suchenden Christen zeigen und beweisen kann. Um so böser ist der Eindruck und wird dadurch das Predigtamt entwürdigt, sein Ansehen vor Kirche und Welt empfindlich geschädigt und manch zartes Gewissen verwirrt, wenn sogar Prediger, wie in obigem Falle, oder auch Predigtamtskandidaten demselben zuwider handeln.‘ So schrieb vor fünf Jahren eben dieselbe „Kirchenzeitung“, die jetzt von einem Beschwören der Gewissen redet, wie es von Missouri geschehen soll. Vielleicht wäre es ganz gut, Ohio auf diesen Widerspruch aufmerksam zu machen. Sehr gut und echt „missourisch“ ist der Artikel, der sich unter ‘Betrothal’ in der ‘Lutheran Cyclopedia’ findet (herausgegeben von D. Jacobs). Mit herzlichem Gruß Ihr Th. Nickel.“ — Obiger Brief spricht für sich selber und bedarf keiner weiteren Erläuterung. Wir fragen nur: Was ist jetzt ohioische Lehre von der Verlobung? Und lassen sich die Alt-Ohioer den Vorwurf der Neu-Ohioer ruhig gefallen? J. B.

Zur allgemeinen Rechtfertigung bekannt sich *The Lutheran Church Review*. Von der Auferstehung Christi wird gesagt: “It is the Father’s actual declaration of our justification.” (178.) “What is the signification of His being raised by the Father? It is not only the Father’s attestation of the Son’s Godhead, His divine authority, the truth of His Word and of His perfect righteousness, but it is the Father’s Amen to the Son’s ‘It is finished;’ it is His declaration by miracle that the Son’s sacrifice was accepted and was all-sufficient; and as Christ died as our substitute for our sins, His being raised and freed from the bonds of death by the Father is nothing less than the Father’s declaration of our justification from our sins. It is the Father’s acquittal of those who before were guilty and for whom Christ died. If Christ, our substitute, is free, we are free. He has satisfied the Law, and the Law has no further claim on them that are His. His resurrection is proof and the clearest de facto announcement of their justification, and really of all sinners, if they but accept it, as St. Paul says: ‘Who was delivered up for our trespasses, and raised again for our justification.’ ‘As through one trespass the judgment came unto all men to condemnation, even so through one act of righteousness the free gift came unto all men to justification of life.’ Rom. 4, 25; 5, 18. What Christ procured for us by His atoning death is brought to light and freely offered to all as the trophies of His victory by His being raised by the Father. What, then, is a once crucified and dead, but now risen and living Savior but the very foundation stone of our justification?

Without Him no possibility of obtaining forgiveness: with Him the debt is canceled, and we are free. 'It is pure Gospel doctrine,' says a well-known doctor of our church, 'that, objectively and forensically, a complete, everlasting, and universal justification for all men now exists in Jesus Christ. . . . Humanity, as a whole, now stands justified in and through Christ. All that He thus did and achieved, as the new Head of the race, is in law exactly the same to us as if we in our own persons had met, satisfied, and extinguished the whole curse due to our sins, and were now alive again from it, in a life, over which death and hell have no more power, and beyond all reach of further condemnation and disability for all the endless remainder of our existence. Original and actual sin in the past, sins of infirmity and weakness, and all that can at all condemn in the whole continuity of the believer's existence, are thus covered, atoned for, canceled, and gone beyond all capacity to come against him any more.' (Dr. Seiss' Epistles, II, 190, 197.)" (180.) Mit der Lehre, welche die Ziovaer in der „Kirchlichen Zeitschrift“ und die Chioer in ihrer „Kirchenzeitung“ vorgetragen haben, stimmt obige Auslassung aus dem Generalkoncil nicht.

J. V.

Logen und die Generalsynode. Während der *Lutheran Observer* sich indirekt wiederholt zu den Logen bekannt hat, legt der „Lutherische Zionsbote“ Zeugnis ab gegen dieselben und veröffentlicht folgende Argumente Dixons von der Moody=Kirche in Chicago: 1. Eine Gesellschaft, die der Welt Geheimnisse vorenthält, die sie beglücken könnte, ist keine gute. 2. Eine Gesellschaft, die die Kirche Christi ersezzen will, ist eine schlechte. 3. Eine Gesellschaft, die ihre Mitglieder eidlich verpflichtet, in allen Fällen einander beizustehen, ist eine Gefahr für den Staat. 4. Eine Gesellschaft, die brutale Zeremonien hat und Fälle und Trintgelage veranstaltet etc., ist eine verwerfliche. 5. Einer Gesellschaft, die Jesum Christum ausschließt, kann kein Christ beitreten." — Läßt nun der „Zionsbote“ diesen Auswüchen die Tat folgen, so bedeutet das nicht bloß Kampf in den Gemeinden, sondern auch Kampf wider den *Observer* und die Führer der Generalsynode. J. V.

Liberalismus in Sektenkirchen. 1. Wegen offenbaren Unglaubens wurden drei Jöglinge des Union Seminary von dem Presbyterium von New York nicht zur Lizenzur zugelassen. Die Kandidaten leugneten die Erbsünde, die Auferweckung des Lazarus etc. Auch in Princeton gibt es liberal gesinnte Studenten, denen der positive D. Patton entgegentreten mußte. 2. Die North New Jersey Association of Congregational Churches hat mit 55 gegen 36 Stimmen eine unitarische Kirche in ihre Glaubensgemeinschaft (fellowship) aufgenommen und erblickt darin eine Annäherung der Unitarier an die Trinitarier. In Wahrheit haben damit aber diese Kongregationalisten erklärt, daß sie auch Unitarier für Christen halten. Nicht ganz so weit gehen die Kongregationalisten in England, die im *British Weekly* erklärt haben: sozial, bürgerlich, literarisch, politisch und philanthropisch wolle man gerne mit den Unitariern zusammen arbeiten, aber nicht religiös, so lange sie die Gottheit Jesu leugnen. 3. D. Gordon sagte vor dem Boston Congregational Club: „Wenn ich in die Lage käme, meine Vernunft oder meine Religion zu opfern, so würde ich ohne Zaudern meine Religion preisgeben.“ Wer so redet, beweist damit, daß er in jedem Fall weder viel Vernunft noch viel Religion zu opfern brauchte. 4. Der *Outlook*, das Blatt D. Abbotts, bekämpft insonderheit die Lehre, daß Jesus durch seinen Tod die

Sünde gebüßt und Gott versöhnt habe. Gott sei die Liebe und könne überhaupt nicht zürnen. Sein Motto ist: *Salvation by character*. Was Gott verlange, sei recht tun, harmherzig und demütig sein. Als ob das Demut wäre, wenn Abbott Gottes klares Wort verwirft! Wie verlautet, hat Roosevelt sich zum associate editor dieses Blattes hergegeben. Ob es ihm wohl zum Bewußtsein gekommen ist, daß er damit das Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale des Unglaubens geworfen hat? 5. D. Abbott schreibt: "I have no doubt that the Father can do and has done through natural forces what none of His children could do." Der Gott Abbotts ist an die Naturgesetze gebunden und kann längst nicht alles schaffen, was er will, sondern nur was die Kräfte der Natur ihm gestatten! F. B.

„Heilige katholische Kirche“, so nennt sich die Episkopalkirche in China: „The Holy Catholic Church.“ Darüber beschwert sich das römische Blatt *Sacred Heart Review*: „Die Episkopalen rauben uns Namen und Konvertiten, und ihre betrügerische Taktik verursacht Unruhen zwischen den Konvertiten beider Gemeinschaften.“ Dazumal diese Weise der Episkopalen nicht nachahmenswert ist, versteht sich wohl von selbst. Und wenn die Episkopalkirche sich im Unterschied von andern Kirchen den Namen „heilig“ und „katholisch“ beilegt, so verrät sie damit zwar einen großen Dünkel, aber wenig Verstand der christlichen Lehre. Ja, sofern sie sich schart um das Banner ihrer Irrlehren, oder gar um römische Messe, Mariolatrie, Ohrenbeichte und andere Werkerei, verleugnet sie das Christentum und ist weder „Kirche“, noch „heilige Kirche“, noch „katholische Kirche“, sondern einfach widerkirchliche Sekte. Freilich, weniger Anspruch noch haben die Papisten auf den Titel: „Die heilige katholische Kirche“ und somit auch kein Recht, sich darüber zu beschweren, daß dieser Name, den sie doch selber gestohlen haben, jetzt auch von den Episkopalen beansprucht wird. Warum? Weil die römische Kurie oder Hierarchie, die nach papistischer Anschauung das eigentliche Wesen ihrer Kirche ausmacht, wesentlich und *καὶ ἔξοχήν* die unheilige, gottlose Synagoge des Satans und Rotte des Antichristen ist und als solche mit dem Christentum nichts zu schaffen hat. Luther schreibt vom Papsttum in seinem Großen Katechismus, S. 456: „Darum ist's auch keine christliche Kirche; denn wo man nicht von Christo prediget, da ist kein Heiliger Geist, welcher die christliche Kirche macht, beruft und zusammenbringt, außer welcher niemand zu dem Herrn Christo kommen kann.“

F. B.

Wie Erzbischof O'Connell von Boston seine Priester zwingt, daß von ihm angekaufte Blatt, *The Pilot*, zu verbreiten, davon zeugt seine Erklärung vor 600 Priestern: "Therefore, here in Synod, I desire solemnly to publish that the duty of every priest of this diocese to maintain, assist, and spread the influence, helpfulness, and support of *The Pilot* is one binding in conscience, and that neglect to do so after this solemn and legal warning will be accepted and interpreted as a flagrant neglect of duty." Rom bedeutet für die Priester Knechtshaft und Servilität auch im freien Amerika. Sie sind einfach Angestellte ihres Bischofs, dem das Kircheneigentum gehört.

F. B.

„The Christian Statesman“ hat dem *Lutheran Witness* zufolge unter andern auch folgende Stellen veröffentlicht aus dem Buch des Rev. Thomas L. Kinkead, „An Explanation of the Baltimore Catechism of Christian Doctrine“, der das imprimatur Gibbons' erhalten hat: "He (the Pope) does

not teach politics; but as everything we do is either good or bad, every statesman or politician must consider whether what he is about to do be right or wrong, just or unjust. It is the business and duty of the Holy Father to declare against the evil or unjust actions of either individuals or nations, and for that reason he seems at times to interfere in politics when he is really teaching morals." "The Holy Father is over all the governments of the world in matters of religion—in matters of justice and right; and just as the United States Government has to decide between the rights of one State and the rights of another, so the Holy Father has sometimes to decide between the rights of one government and the rights of another, and must, in order to be just with all, be free and independent of all." Dasselbe Blatt meist darauf hin, daß im Jahre 1862 der Papst sich für den Süden entschied, die Konföderation anerkannte und Jefferson Davis seinen Segen zur Rebellion über sandte durch ein Schreiben, in welchem er diesen auredet als "Illustrious and Honorable President". Die Folge dieser Politik des Papstes war, daß in den Nordstaaten sich wenig oder gar keine Katholiken mehr anwerben ließen und sie sich auch sonst gegen die Obrigkeit auflehnten. Der *Christian Statesman* fragt mit Recht: "What would have been the fate of the Republic if at that critical period we had had a Roman Catholic president?"

J. B.

"Right or wrong, my Union!" Der *Lutheran Observer* teilt aus der Januarnummer des *American Federationist*, des offiziellen Organs der American Federation of Labor, folgende Stelle mit: "With the patriot we say, 'May my country always be right; but whether right or wrong, my country.' To this let each worker add this: 'May my union always be right; but whether right or wrong, my union.'" Diese offenbar gotlosen Sätze erinnern an den Jesuitismus. Höchstes Ziel ist die Ausbreitung der weltlichen Macht des Papstes und der Kirche, und dieser Zweck heiligt die Mittel, auch die an sich schlechtesten. Mit dem ersten Satz: "Right or wrong, my country", stellt man das Vaterland oder die politische Partei über Gott und die zehn Gebote und macht somit seine Partei, sein Vaterland zu seinem Gözen. In dem zweiten Satz: "Right or wrong, my union", stellt man die Arbeiterverbindung und ihre Leiter, also Männer wie Gompers und Mitchell, höher als Obrigkeit, Landesgesetz, Vaterland, Dekalog und Gott im Himmel. Mit obigem Satz mutet also der *Federationist* den Arbeitern nichts weniger zu, als Gompers und seinen Verein als ihren Gözen anzuerkennen.

J. B.

"The United States is in its warp and woof a Christian nation." Das kann man jetzt wieder lesen in Blättern, die Staat und Kirche nicht zu scheiden vermögen. Und daß es einen Sinn gibt, in welchem man so reden kann, verneinen wir nicht. Wer wollte leugnen, daß unser Land, in dem sich über 30 Millionen Einwohner zu christlichen Kirchen halten und alle Einwohner mehr oder weniger unter dem Einfluß des Christentums stehen etc., ein christliches genannt werden kann, verglichen mit China, Japan oder der Türkei? Christlich kann man unser Land auch nennen, weil hier jeder Bürger und Beamter werden kann, einerlei ob er Christ ist oder nicht, mit andern Worten, weil hier der christliche Grundsatz von der Trennung von Staat und Kirche durchgeführt ist. Falsch aber ist es, wenn man unser Land ein christliches nennt in dem Sinn, daß normalerweise die Beamten dieses Landes Christen sein müssen, und daß die Bibel, wie für die Kirche,

so auch für den Staat Norm der Gesetzgebung und des staatlichen Handelns sei. Wäre dies der Sinn, so hätte unser Land mit der Erwählung des Unitariers Taft das Prädikat „christlich“ gestrichen. Christlich kann man unser Land auch nicht deshalb nennen, weil hier jeder, wenn er Bürger wird, sich auch schon quasi verpflichtet, Christ zu werden, oder gar, weil nach amerikanischer Anschauung jeder Unitarier, Nationalist und Reformjude im Grunde schon ein Christ sei, wie leider, was die Unitarier betrifft, auch der *Lutheran Evangelist* anzunehmen scheint. Erst recht ist aber unser Land kein christliches in dem Sinn, daß unsere Obrigkeit als solche die Pflicht hätte, das Christentum in ihren Schulen und Institutionen zu pflegen und den Kirchen unter die Arme zu greifen, daßselbe auszubreiten und alle falschen, entgegengesetzten, nichtchristlichen Lehren auszurotten. Gerade dies ist es aber, was Papisten und viele Sектen behaupten. Unsere Landeskonstitution jedoch sagt dazu nein, und nicht bloß die Vernunft, sondern auch die Schrift gibt ihr darin recht.

F. V.

In Harvard University befinden sich 5342 Studenten, in Columbia 5675, in Michigan 5188, in Chicago 5114. Medizin studieren in Harvard 345, Jura 716, Künste und Wissenschaften 400, Theologie 31. Im vorigen Jahre hat sich mit Harvard vereinigt das Andover Theological Seminary, welches vor hundert Jahren gegründet wurde als Oppositionsanstalt gegen Harvard, weil dort der Unitarianismus seinen Einzug gehalten hatte. Andover hat Harvard zugeführt eine Million Dollars, 7 Professoren und 4 Schüler. Ein Zeugnis von der Unfruchtbarkeit der liberalen Theologie. Selbstverständlich hat Harvard auch nach der Vereinigung mit Andover seinen unitarischen Charakter nicht verändert. Die dort angestellten baptistischen und kongregationalistischen Lehrer vertreten den Unitarianismus.

II. Ausland.

Seminardirektor Greve in Breslau sagte — wie die „W. R.“ mitteilt — kurz vor seinem Tode bei der Einführung des Lie. D. G. Ziemer über die Inspiration: „In solcher antichristlichen Zeit, wo man die ganze Bibel unterwöhlt und vernichtet, ist es deine heiligste Pflicht, die jungen Theologen darin zu gründen, daß sie die ganze Schrift von Anfang bis zu Ende nicht als Menschenwerk, sondern als wahrhaftes Gotteswort, vom Heiligen Geiste eingegeben, betrachten und wie der selige Scheibel mit tiefster Ehrfurcht sprechen: Rede, Herr, dein Knecht höret.“ Welch ein Jammer, daß nun auch Jung-Breslau anfängt in der Lehre von der Inspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift D. Grebes Stellung und damit die Wahrheit preiszugeben und sich zu den Gegnern zu schlagen!

F. V.

Glauben und Wissen nach D. Grüzmacher. Anselm von Canterbury lehrte: Credo, ut intelligam, i. e., der Glaube muß durch Denken zum Wissen erhoben werden. Nach D. Grüzmacher ist auch heute noch die richtige Lösung der Theologie: „Glauben und Wissen.“ In „G. u. W.“ schreibt er S. 67 ff.: „Auch die Theologie ist nichts anderes als eine Wissenschaft, die nicht nur das Leben der Religion zum Gegenstand hat, sondern auch aus ihm mit innerer Notwendigkeit herauswächst, indem sie das religiöse Erkennen, das jeder Gläubige übt, nur genauer, planmäßiger, methodischer betreibt.“ „Vollständige Trennung von Religion und Wissenschaft proklamieren zu wollen, ist eine Utopie. Alles Leben, und darum auch das religiöse, ist Gegenstand der Wissenschaft und schafft sich Wissenschaft als Fort-

sezung des naiven Erkennens. So gehört die Religion unauflöslich mit ihrer Wissenschaft, der Theologie, zusammen, aber weil das religiöse Leben eingebettet ist und zusammenhängt mit dem Natur- und Geistesgeschehen überhaupt, mit der seelischen und geschichtlichen Wirklichkeit, wird es auch niemals an Berührungen mit den Wissenschaften fehlen, die diese Gebiete erkennend durchdringen. Religion und Wissenschaft lassen sich nicht radikal trennen; „Glauben und Wissen“ ist die richtige Lösung. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.“ Was Grützmachers Theologie nennt, mag als Religionsphilosophie gelten, christliche Theologie ist es nicht. Die bedarf der Offenbarung im Wort der Schrift, und was diese sagt, klar sagt, das ist ihr Inhalt und nicht ein aus dem religiösen Leben von Menschen selbst abgeleitetes und erarbeitetes Gedankenprodukt.

F. B.

Wie in Elsaß-Lothringen die Positiven, welche wie Pfarrer Horning noch am lutherischen Bekenntnis festhalten wollen und gegen Union und Liberalismus kämpfen, in kirchliche Gemeinschaft mit Reformierten und Liberalen geraten, davon schreibt die „E. L. F.“: „Sie müssen z. B. das liberale Direktorium als ihre kirchliche Oberbehörde anerkennen; sie können es nicht verhindern, daß das Oberkonsistorium, die offizielle Vertretung der Kirche A. K., schrift- und bekenntniswidrige Beschlüsse fässt; sie müssen ihre Söhne, die Pastoren werden sollen, in Straßburg bei liberalen Professoren studieren lassen; sie müssen Leugner der Grundwahrheiten des Christentums als ihre Amtsbrüder und Mitarbeiter im Oberkonsistorium gelten lassen; sie müssen offenbar Unwürdige zum Abendmahl zulassen und solche, die als Feinde der Kirche gestorben sind, kirchlich beerdigen etc. In Meß wurde als Nachfolger des an Pfarrer W. Horning's Stelle an die Jung St. Peterskirche nach Straßburg berufenen Pfarrer Wagner am Sonntag Sexagesima Pfarrer Eberh. Stricker eingeführt. Dieser ist ein Sohn des vor einiger Zeit verstorbenen Pfarrers einer Protestgemeinde und hat diese selbst nach seines Vaters Tode ungefähr ein Jahr lang bedient. Er gehört also zweifellos zu den ‚positiv-lutherischen‘ Pfarrern der Landeskirche. Und nun höre man den Bericht über seine Einführung in Meß aus der „Str. P.“: . . . Die vorgesetzte geistliche Behörde [das heißt, das gänzlich liberale Direktorium] war durch Konsistorialpräsident Diesner aus Saargemünd und durch den geistlichen Inspektor Krender aus Lützelburg [einen zur Mittelpartei gehörigen Pfarrer, der bei der letzten Tagung des Oberkonsistoriums für den Scheerschen Katechismus stimmte] vertreten. Vom reformierten Konsistorium nahm sein Präsident, Pfarrer Hoffet-Kurzel, von der reformierten Gemeinde Pfarrer Michaelis, von der Militärgemeinde [der unierte] Oberpfarrer Konsistorialrat Neudörffer an dem Einführungsalt teil. . . . Die Einführung nahm Inspektor Krender vor.‘ Das ist wirklich alles, was man verlangen kann an ‚Weitherzigkeit‘. Liberale, mittelparteiliche ‚Auch-Lutheraner‘, Reformierte, Unierte setzen gemeinsam einen ‚lutherischen‘ Pfarrer in sein Amt ein. Früher, vor etwa 50 Jahren, kam's noch vor, daß lutherische Kandidaten in der elzäffischen Landeskirche vom Kirchenregiment verlangten, bei ihrer Einsetzung durch einen lutherischen Pfarrer auf die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche verpflichtet zu werden, und daß solchem Verlangen, wenn auch widerwillig, nachgegeben wurde. Ob Pfarrer Stricker auch eine solche Forderung gestellt und ob sein liberaler Inspektor sie erfüllt hat?“ In wesentlich derselben Lage befinden sich die Positiven

in allen Landeskirchen. Was sie mit dem Munde bekennen, müssen sie fort und fort mit der Tat verleugnen.

F. B.

In seiner Absage an die in Hamburg herrschenden Liberalen sagt D. Budde: „Wir wollen auch für unsere erbittertesten Gegner, auch für D. Rode, völlige Gewissensfreiheit. Haben die Liberalen mit dem Glauben der Väter gebrochen, so hat Gott das zu richten, nicht wir. Aber in einer und derselben Kirche mit den Leugnern der von uns geglaubten großen Heilstatsachen arbeiten und wirken, wird für beide Teile immer mehr zu einer entsetzlichen Gewissensqual. Wenn die offiziellen Behörden unserer Landeskirche eine solche öffentliche Leugnung der großen Heilstatsachen, zu denen wir vor allen Dingen die Menschwerbung des Sohnes Gottes, seinen Versöhnungstod und seine leibliche Auferstehung rechnen, seitens der hamburgischen Geistlichen zulassen und in unserer Kirche für zulässig erklären, dann wird um des Gewissens willen eine Trennung unausbleiblich sein. Wie diese Trennung sich vollzieht, steht bei Gott, aber kommen muß sie und wird sie, und zwar bald. Wir unterschreiben die 67. These des alten Klaus Harms: ‚Es ist ein sonderbares Verlangen, daß es freistehen müsse, einen neuen Glauben zu lehren von einem Stuhle, den der alte Glaube gesetzt hat, und aus einem Munde, dem der alte Glaube zu essen gibt (Ps. 41, 10).‘“ Die entsetzlichen kirchlichen Zustände in Hamburg haben ihren letzten Grund darin, daß man nicht den Anfängen widerstanden hat, i. e., daß man den ersten offensibaren Erlehrer geduldet hat und mit ihm in Kirchengemeinschaft geblieben ist. Wer die principia will oder zuläßt, darf sich nicht beschweren über die Folgen, die logisch aus denselben fließen.

F. B.

Scheidung der Orthodoxen und Freiprotestanten in Hamburg. Die „Reformation“ schreibt: „Bekanntlich hat man in Hamburg eine Scheidung der Kirche in zwei Kirchenkörper, in eine Kirche mit dem lutherischen Bekennnis und in eine freiprotestantische, gefordert. Das Evangelische Gemeindeblatt für Ostpreußen“ ist gegen die Scheidung, denn es hält die Kirche noch für stark und innerlich gefestigt genug, um in ihrem Schoze auch Lehrabweichungen zu ertragen. „Doch“, heißt es weiter, „ist dieses Ertragen nur möglich, wenn von denen, die in den Grundlehren der Kirche abweichen, einige Bedingungen erfüllt werden.“ Es sind folgende: 1. Es darf nicht bestritten werden, daß die Orthodoxie rechtlich, historisch und nach Ausweis der Schrift im Besitz der Lehre ist, die für die Kirche grundlegend war und in ihr zurzeit allein Heimatsrecht hat. Wer jene Grundlehre nicht anerkennt, muß fühlen, daß er in der Kirche nur geduldet sein kann. 2. Daraus folgt nicht bloß die Pflicht zu einem größeren Maß von Bescheidenheit, sondern vor allem die strikte Forderung, in der Gemeinde jede Polemik gegen die grundlegenden Lehren der Kirche zu unterlassen. 3. Auch auf liberaler Seite muß Jesus im Mittelpunkt der Verkündigung stehen, und zwar nicht Jesus als einer der Helden der Menschheit, sondern als der einzigartige Herr, der der Menschenseele alles gibt, was sie braucht. „Wir sind ganz damit einverstanden, daß man Geduld haben muß mit jenen, die noch nicht auf dem Standpunkt des biblischen Glaubens stehen, und daß die evangelische Kirche Weitherzigkeit üben muß. Aber die Notlage, in der wir uns gegenwärtig befinden, ist eben die, daß jene Bedingungen, die dort gestellt sind, nicht erfüllt werden. Es ist das Kennzeichen der gegenwärtigen Zeitlage, daß der theologische und kirchliche Liberalismus nicht mehr ge-

duldet, sondern gleichberechtigt sein will, und daß man das Recht beansprucht, auch polemisch gegen die Kirchenlehre vorzugehen. Man denke nur an drei Vertreter des Liberalismus, die in den letzten Jahren besonders hervorgetreten sind: „Fischer, Zatho, Traub.“ Im Staate allgemeine Parität, in der Kirche aber weder Toleranz der Freikirche noch der offenkundigen Freiheit, dies einfache Prinzip findet in Deutschland Verständnis nur bei etlichen Freikirchen.

G. B.

Die rheinisch-westfälische Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekennnisses, zu deren Vorstand u. a. die Pastoren D. von Bodelschwingh-Bielefeld, Hiedner-Kaiserswerth, D. Weber-M. Gladbach, sowie die Superintendenten D. König-Witten und D. Nelle-Hamum gehören, hat kürzlich ein beachtenswertes Flugblatt wider den modernen Rationalismus herausgegeben zur weitesten Verbreitung in den durch denselben angefochtenen Gemeinden. Darin heißt es: „Wenn der liberalen Theologie unserer Tage vorgehalten wird, daß sie im lexten Grunde nichts anderes sei als eine Wiederbelebung des alten Rationalismus vor 100 und 150 Jahren in dem modernen Gewande der sogenannten geschichtswissenschaftlichen Kritik, so pflegt sie sich zwar gegen solchen Vorwurf mit Händen und Füßen zu wehren. Aber vergeblich. Man braucht kein Professor oder Theolog zu sein, es genügt eine nur allgemeine Kenntnis der Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, um zu erkennen, daß jene und diese Richtung zusammenstimmen wie Mutter und Tochter, daß sie bei manchen Verschiedenheiten der Methode und der Einkleidung doch eines Geistes Kinder sind, höchstens daß die jüngere Generation, wie üblich, in vielen Stücken noch radikaler zu Werke geht als die ältere. . . . Es wiederholt sich in unsren Tagen dieselbe Ver schleuderung des christlichen Wahrheitsgutes wie im achtzehnten Jahrhunderte. Und es ist fraglich, ob nicht der alte Rationalismus mit seiner Lösung: ‚Gott, Tugend, Unsterblichkeit!‘ wesentlich mehr Positives vertreten hat als diese neueste Richtung. Die Gefahr für die evangelische Kirche wird dadurch sehr gesteigert, daß dieser moderne Radikalismus einen starken Trieb zur Propaganda in sich trägt. Seine Vertreter haben es ungemein eilig gehabt, ihre Ergebnisse zu popularisieren und durch Wort und Schrift in die Gemeinden hinein zu vertreiben; sie haben die kirchenfeindlichen Instinkte, die sich in den Gemeinden finden, geweckt und die Entkirchlichten auf den Kampfplatz gerufen; sie haben mit bewußter Plauzmäßigkeit die Lehrerschaft höherer und niederer Schulen auf ihre Seite zu ziehen versucht und nicht ohne Erfolg; sie haben die Unterstützung der freisinnigen Tagespresse gesucht und gefunden und gegebenenfalls sich auch der Hilfe der Sozialdemokratie struppenlos bedient. Wie ein Steppenfeuer mit Windeseile läuft, so sind weite Kreise unserer Gemeinden von dem Feuer, welches die moderne Theologie erstlich angelegt hat, ergriffen.“

(A. G.)

Was P. Traub von Jesus lehrt, geht hervor aus seiner Rede vom 15. Januar zu Hagen, in der es heißt: „Jesus selbst, wie er uns in den ersten drei Evangelien erscheint, hat kein Wort über seine Entstehung und sein Wesen gesagt und nirgends den Glauben an sich, als den wirklichen Gottessohn, als Bedingung zur Seligkeit gefordert. Tatsache ist allerdings, daß die Apostel und sofort auch die nachfolgende Generation diesen Christum selbst in den Mittelpunkt stellten und ihn anriefen — anrufen, wie die Katholiken noch heute ihre Heiligen anrufen, als Mittler zwischen sich und dem heiligen Gott. Man hat damals aber noch nicht zu Jesu gebetet, wie

zu einem Gott selbst, wie das heute geschieht. Selbst der auf orthodoxer Seite stehende Generalsuperintendent D. Raftan hat es für nötig befunden, ganz ausdrücklich zu betonen, daß Christus nicht Gott, sondern nur der Mittler zwischen uns und Gott sei. Es war das ein Rückgriff auf die alte Gemeinde, die nicht an die zweite Person der Gottheit glaubte. Ähnlich wie Christo ist es fast allen Religionsstiftern, selbst auch dem Apostel Paulus ergangen: die begeisterte Mit- und besonders die Nachwelt betete sie an. Die sämtlichen modernen Theologen aber wollen Christum in schlichter Einfalt und gleichzeitiger Größe festhalten, wie ihn uns die Evangelien schildern, als Mensch. Dadurch wird Christus in unsern Augen aber keineswegs entwürdigt. . . . Doch darüber rechten wir mit den Orthodoxen nicht; wir verlangen nur das Recht, uns ein Christusbild zu malen, wie wir es mit unsern besten Kräften verstehen, und dieses Bild ist gewiß nicht schlechter als dasjenige, welches die Orthodoxie gemalt hat, in welchem Christus unserm menschlichen Empfinden und unserer Seele nicht näher gerückt ist. Wir sagen: Gott sei Dank, war Jesus „nur ein Mensch“, und damit sagen wir von ihm etwas Großes. Jesus fand sein Wesen und seinen Willen darin, nichts als Mensch zu sein, im Gegensatz zu uns, die wir alles andere, wie Beruf, Stand, Titel, Besitz, Partei &c., voranstellen und beanspruchen, von da aus beurteilt und gewürdigt zu werden. Jesus mit seinem warmen Menschenherzen kannte nicht diese Unterschiede, sondern sah in jedem andern Menschen ein Ebenbild der göttlichen Natur. Das riß die Menschen zu ihm hin; da sagte jeder: Wenn ich doch auch nur so ein Mensch sein könnte! — und es ging von da aus ein Frühling durch die Welt.“ Traub steht wie Harnack, der ebenfalls behauptet: „Das Evangelium vom Sohne Gottes ist etwas anderes als das Evangelium des Sohnes Gottes.“ Und Raftan, auf den sich Traub beruft, hat sich noch nicht gereinigt von dem wohlbegründeten Verdacht, daß er die wahre Gottheit Christi leugnet. J. B.

Auf der Versammlung des Protestantenvereins erklärte D. Fischer von Berlin: „Wiederholt ist uns zugemutet, selbst aus der eigenen Mitte, aus der Kirche zu scheiden. Aber wir wollen bleiben, weil die Kirche uns und wir die Kirche brauchen. Wir brauchen die Kirche, weil wir in ihr das Evangelium unsers Meisters verkündigen können, weil wir das deutsche Volk, das wir lieben, zur höchsten Entfaltung seiner sittlichen Kraft bringen, es zum Verkünder des wahren Glaubens machen wollen. Wir wollen eine Kirche, die uns dient, die uns hilft zur Freude, die uns führt zur Anerkennung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Wir wollen den Menschen pflegen, ihn führen zum Höchsten. Das kann aber nur in der Freiheit geschehen. Dazu muß die Predigt „freilassend“ sein; sie darf dem Hörer nicht zumuten, unter allen Umständen nur so zu glauben, wie es der Geistliche will. Die alten Anschauungen des Dogmas, der Gedanke des Wunders, der Gedanke, daß unser Glaube auf ein Wunder zurückzuführen ist, der Glaube an das Wunder der Menschwerdung des Heilandes, diese Gedanken stammen sozusagen aus einer alten Atmosphäre.“ P. Janzen von Kiel fügte hinzu: „Die alten Dogmen sind entstanden in der Zeit des antiken Weltbildes; unsere Anschauung aber ist eine ganz andere geworden, deshalb müssen wir neue Formen suchen.“ Der Sinn dieser vielgedroschenen Phrase vom Weltbild und den alten Dogmen ist im letzten Grunde der: Früher glaubte man die christlichen Lehren, weil man noch an einen persönlichen, lebendigen Gott glaubte, der sich offenbaren konnte. Heute ist dieser Gott abgetan und damit auch das christliche Dogma. J. B.

Abschaffung des Parochialzwangs. Die „D. P. A.“ schreibt: „Der niedersächsische Kreis des Deutschen Ev.-Luth. Schulvereins hielt seine Jahressversammlung am 29. Dezember v. J. in Lüneburg. Die Einigkeit der wahren Christen war Thema der Verhandlungen, denen Leitgedanken, vom Rektor Asmussen-Glensburg eingebracht, zugrunde lagen. Sie berührten neben dem Begriff der Kirche besonders Union, evangelische Allianz, Evangelischen Bund, Separation. Leitgedanken wie Verhandlungen waren in durchaus gesund lutherischer Art gehalten. Die Lehrer zeigten dieses Verständnis und großen Ernst. Durch fast alle Aussagen zog sich ein tiefer Schmerz über den Liberalismus unter den Pastoren; man fragte besonders über den Übelstand, als positive Lutheraner an einen liberalen Pastor gebunden zu sein. Ein Lehrer sagte, daß er, seit seine Gemeinde einen liberalen Pastor habe, regelmäßig den Gottesdienst in einer Nachbargemeinde besuche, daß es ihm auch unmöglich sei, beim liberalen Pastor zu kommunizieren, daß er vor allem diesem sein Kind nicht zum Konfirmandenunterricht anvertrauen könne. Alle sprachen sich für Abchaffung des Parochialzwangs aus, die auch der in Schleswig-Holstein vor kurzem gegründete Lutherische Verein auf sein Programm gelegt hat. Man wünschte, daß die Landessynode diese Frage erwägen möge. Der Antrag auf Abschaffung des Parochialzwangs ist auch auf der letzten Schleswig-Holsteinschen Landessynode gestellt, aber wegen Zeitmangels nicht mehr zur Verhandlung gekommen. In Dänemark ist der Parochialzwang bereits gelockert. Hofprediger Hirschmeier will auf der nächsten Lehrerkonferenz in Mölln über die dort vorliegenden Erfahrungen berichten. Mag das Parochialsystem manche Vorteile haben, so ist bei der gegenwärtigen (wahrscheinlich auch zukünftigen) Lage der Kirche — zumal wenn man einer Separation, resp. einem Schisma vorbeugen will — der Parochialzwang nicht aufrecht zu erhalten. Daß es möglich ist, zeigt das Beispiel der Stadt Lüneburg, die nur eine einzige Parochie bildet, in der jedes Gemeindeglied sich einen Seelsorger wählt, an diesen dann auch gebunden ist. (Seit einigen Jahren ist außerdem die Stadt in Seelsorgerbezirke geteilt, aber nur so weit, daß denen, die sich keinem Seelsorger angeschlossen haben, der Pastor aus eigenem Antriebe nahe treten darf und soll.) Ein Hamburger Pastor sagte vor kurzem, dies sei das Ideal, welches man in Hamburg erstrebe. Im Zusammenhang damit wurde neulich in einer Versammlung von Pastoren auch dies für nötig gehalten, daß, wenn 10 Gemeindeglieder es wünschten, etwa alle vierzehn Tage für diese ein durch einen positiven Pastor abzuhalten Gottesdienst gehalten werden müsse. Möchte die nächste Landessynode sich mit dieser Frage beschäftigen, möchten auch eventuell die Bezirkssynoden diesbezügliche Anträge stellen. Da die Lösung dieser Frage auch den Liberalen zu gute kommen würde, ist auch an deren Zustimmung nicht zu zweifeln, wie es auf der letzten Schleswig-Holsteinschen Landessynode sich bereits gezeigt hat.“ Gottes Wort verlangt Separation von Falschgläubigen und Ungläubigen. Dieser Forderung wird man durch Abschaffung des Parochialzwangs nicht gerecht.

F. B.

Die „Hannoversche Pastoralkorrespondenz“ schreibt S. 3: „Paulus hatte es nicht mit Leugnern von Heilstatsachen zu tun, sondern mit solchen, die bei Anerkennung dieser Tatsachen ein falsches Verständnis derselben verbreiteten, es war nur ein wenig Sauerteig; das Wenige allerdings versäuert den ganzen Teig. Sagt Paulus aber nun schon in bezug auf

solche Gegner: „So jemand ein anderes Evangelium verkündigt, der sei verflucht“, was würde er erst sagen von solchen, welche die Heilstatsachen, die Versöhnung durch den Tod Christi, die (leibliche) Auferstehung Jesu leugnen!“ „Nicht, daß wir den Kampf gegen Rom nicht wünschten — wie kann uns das zugetraut werden! Ist doch unser lutherisches Bekenntnis von Anfang bis zu Ende der kräftigste Protest gegen Rom. Aber sehen die Verfasser der lutherischen Bekenntnisschriften schon die Zwinglianer mindestens als den Katholiken gleichwertige Gegner an, sprechen sie über jede von vielen für gering geachtete Abweichung von der bekenntnismäßigen Lehre, über jede Unklarheit, Unentschiedenheit, Verschleierung des Bekenntnisses (Interim, Kryptokalvinismus) ihr damnamus aus, wie würden sie erst über eine Gemeinschaft (wie im Evangelischen Bund) mit solchen sich entsetzen, die nicht in peripherischen, sondern in den allerzentralsten Fragen des Glaubens das Gegenteil von dem behaupten, was unsere Bekenntnisschriften lehren! Wie würden sie jedes Bündnis mit ihnen verwerfen, auch wenn es gegen einen gemeinsamen Feind gehen sollte!“ Welche Augen würden wohl Paulus und Luther und die lutherischen Bekennner, welche erklären, daß zur Einigkeit der Kirche nötig sei Übereinstimmung in allen Artikeln der Lehre (Konkordienformel, Epit., Art. X, § 7), machen, wenn sie sähen, daß Leute, die reden wie die „Q. P. R.“, dennoch in den heutigen Landeskirchen bleiben, ja die Separation befämpfen? Suo modo gilt doch von den Landeskirchen dasselbe, was die „Q. P. R.“ von dem „Evangelischen Bund“ sagt: „Das Ziel ist nicht eine Kirche, da man consentit de evangelio, sondern ein Babel.“

J. B.

Wie die Presbyterianer mit dem König von England reden, wenn er den Papisten Komplimente macht, geht hervor aus folgendem Protest vom vorigen Jahre: „Die Kommission der Freikirche von Schottland trat kürzlich in der Presbyteriumshalle zu Edinburg unter dem Vorsitz des Rev. Prof. Baanathne zu einer Sitzung zusammen. Rev. Ewan Macleod erstattete einen Bericht über Religion und Moral, der sich mit des Königs und der Königin jüngstem Besuch einer Messe in einer römisch-katholischen Kirche beschäftigte. Dieser Besuch, sagte er, hat sehr vielen in diesem Lande ein Ürgernis gegeben. Es sei ferner unangenehm, sagen zu müssen, daß Se. Majestät einer Anzahl seiner Untertanen Anstoß gegeben hätte in Verbindung z. B. mit der Sonntagsfrage, in deren Beobachtung die königliche Familie nicht zu sorgsam gewesen wäre. Wenn der König von seinen Ministern in dieser Sache beraten worden wäre, so würde das die Verantwortlichkeit zum größten Teil auf sie werfen, und es wäre schmerzlich zu denken, daß Minister so etwas tun sollten. Das Presbyterium nahm Kenntnis von der schmerzlichen Tatsache, daß am 7. Februar d. J. ‘his gracious Majesty King Edward VII and his illustrious consort Queen Alexandra’, der Prinz und die Prinzessin von Wales und mehrere andere Mitglieder der königlichen Familie gegenwärtig waren bei einer gökendienerischen Totenmesse, welche in der römisch-katholischen St. James-Kirche am Spanischen Platz in London mit Bezug auf die Ermordung des Königs und des Kronprinzen von Portugal gefeiert wurde. Das Presbyterium kam zu dem Beschlus, daß, obwohl der König der Allererste sei, seine und der Nation Teilnahme wegen dieses Unglücks des königlichen Hauses von Portugal zum Ausdruck zu bringen, doch die Form, welche diese Teilnahme- und Gebetshandlung angenommen habe, durchaus nicht gerechtfertigt werden könne,

infofern, als sie nicht in Übereinstimmung sei mit Gottes Wort, dem Kron- und Thronbesteigungseid, und daß die Folgen solcher Handlungen, wenn fortgesetzt, alle andern, nur keine guten sein würden. Das Presbyterium möchte deshalb, bei aller schuldigen Ehrfurcht, untertänigst Sr. Majestät Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, daß durch Parlamentsakte von 1689, welche ein Fundamentalstück der Verfassung des Reiches ist, verordnet worden ist, daß alle und jede Personen, welche sich veröhnt haben oder versöhnen wollen oder Gemeinschaft halten wollen mit dem Stuhl oder der Kirche von Rom, sollen ausgeschlossen werden und für ewig unsfähig sein, zu ererben, zu besitzen oder sich zu erfreuen der Krone und Regierung dieses Reiches, und das Volk dieser Reiche soll sein und ist hierdurch befreit von seiner Untertanenpflicht."

Die Waldenserkirche und ihre Evangelisationsarbeit. Eine interessante Karte hat die Waldenser Kirche herausgegeben, die ein anschauliches Bild der Ausdehnung ihrer Arbeit in Italien gibt. Wie ist die Halbinsel übersät mit roten und blauen Namen! Die ersten bezeichnen die fest organisierten Gemeinden, die letzteren die Predigtplätze. Ganz besonders zahlreich sind solche Namen in Ober-Italien, wo wir allein 24 Gemeinden finden neben den zahlreichen Orten, in denen das Evangelium mehr oder weniger regelmäßig verkündigt wird. Dann fällt die Insel Sizilien besonders auf mit 8 roten und doppelt so viel „blauen“ Namen. In Mittel-Italien ist die Gegend nördlich und östlich von Neapel am stärksten besetzt. Aber auf der ganzen Halbinsel reiht sich Station an Station. Wie klein aber ist die Operationsbasis, von der aus der kühne Zug durch Italien unternommen wurde und noch wird! Ein kleiner grüner Fleck bezeichnet auf der Karte die ursprüngliche Heimat der Waldenser, in den Tälern der Seeralpen, westlich von Turin. Unzählig viel Märtyrerblut ist da geslossen. Unbesiegbare Treue hat die Verfolgungen der Jahrhunderte überstanden, bis im Jahre 1848 den Waldensern endlich das volle Bürgerrecht und Religionsfreiheit zugestanden wurde. In den langen Unterdrückungszeiten haben sie Glaubensmut und Kraft nicht verloren. Das zeigte sich, als ihnen von 1859 an, durch die Einigung Italiens unter Victor Emanuel, der Zugang zu der ganzen Halbinsel geöffnet wurde. Da gingen sie alsbald an die Arbeit und predigten mit unerschrockenem Mut das Evangelium, wo sich ihnen eine Tür aufstet. Die alten Waldenser sind heute nur ein kleiner Teil der Waldenserkirche (dieser Name ist für ihre ganze italienisch-evangelische Kirche noch beibehalten). 19 ordinierte Pastoren dienen den alten Gemeinden, 5 theologische Gymnasiallehrer arbeiten an den höheren Schulen, theologische Professoren an der Predigerschule in Florenz etc. Die gesamte alte Waldenserkirche steht unter der Verwaltung der sogenannten Tafel, das ist ein von der Waldenser Synode gewählter Ausschuß. Die Leitung der missionierenden Tätigkeit der Waldenser liegt in der Hand des Evangelisationskomitees. In dem Missionsgebiet finden wir 50 ordinierte Pastoren, 10 Evangelisten, 50 Lehrer, 8 Bibelboten, dazu neuerdings die in dem jungen Mutterhaus in Turin ausgebildeten Diakonissen. Die Missionskirche hat 6708 Gemeindeglieder, 2710 Elementar- und 3682 Sonntagsschüler, dazu 56 Gebäude zu kirchlichen Zwecken. Von der Lebenskraft der Missionskirche ist vor allem das ein beredtes Zeugnis, daß im letzten Jahre 662 neue Gemeindeglieder gewonnen sind. An Beiträgen aus der Missionsgemeinde gingen ein: 87,523.51 Francs. Diese Zahlen

würden noch bedeutend wachsen, wenn man die vielen nach Nord- und Südamerika ausgewanderten Waldenser mitzählte, welche sich dort vielfach, besonders in Argentinien und Uruguay, zu festen Gemeinden zusammengeschlossen haben.

(E. K. B.)

Aus Rom schrieb ein Korrespondent an die „Kreuzzeitung“ über die dortige evangelische Gemeinde: „Nicht nur eigentümlich, sondern zugleich schmerzlich wurden wir berührt, als wir uns in der Kapelle des Palastes Cafarelli ganz fremd fühlten. Sowohl am Palmsonntag als am stillen Freitag hörten wir hier Predigten allermodernsten Inhaltes. An dem erstgenannten Tage erinnerte nichts an die Bedeutung des Sonntags. Der einzige Vers aus der Epistel: ‚Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war‘ bot dem Prediger Gelegenheit, seinen Zuhörern eine Moralpredigt zu halten, denn gesinnt sein wie Jesus, das heißt, seine Persönlichkeit sittlich herausbilden; und am Karfreitag gab ein Berliner Gastprediger seine Weisheit dahin zum besten, daß er seine tiefen Gedanken in dem Satze zusammenfaßte: ‚Jesus ist nicht der erste gewesen, der für seine Überzeugung starb; er wird auch nicht der letzte sein.‘ Ach, ich bin traurig, sagte eine alte Dame aus Norwegen, die neben uns stand; ‚das ist ja kein Christentum, das ist nichts als kalte Moral.‘ Können Sie begreifen, erwiderte ich, ‚was wir empfinden, die wir aus Preußen sind?‘ Man wird verstehen, daß wir uns nicht entschließen könnten, am Osterfest uns noch einmal etwas ähnliches bieten zu lassen. Wir gingen also in die Kirche der deutschen Katholiken S. Maria dell’ Anima. Und in der Tat, hier hörten wir eine durchaus evangelische (?) Predigt. Daz dieser Gegensatz für einen evangelischen Christen schmerzlich war, bedarf wohl keiner Betonung.“ Um Melanchthon zu fangen, gab D. Eck in Augsburg zu, daß wir sola gratia gerecht und selig werden. Eck verstand das aber von der gratia infusa. Ob sich der Korrespondent der „Kreuzzeitung“ nicht hat täuschen lassen? F. B.

Der Behaismus ist eine „bewußte Diesseitigkeitsreligion“. Sein Stifter ist der 1892 in Aflo gestorbene Beha, der sich für die neueste und bis auf weiteres maßgebende Emanation des Weltgeistes erklärte und den Kulturdienst, Kulturgenuß und Kulturseligkeit als die einzige zeitgemäße, höchste Einheitsreligion der Welt proklamierte. Die „Neue Kirchliche Zeitschrift“ bemerkt (S. 29): „Nach dem Baseler ‚Ev. Missionsmagazin‘ (Augustnummer v. J.) hat der Behaismus in Persien — auch der Schah soll insgeheim Behai sein — bereits über eine Million Anhänger gefunden. Er breitet sich aber auch in Amerika und neuerdings in Frankreich, ja bei uns in Deutschland aus. Hat doch im Jahre 1907 Dr. Dreifuss in der vornehmen Stuttgarter Welt eine Behaigemeinde gegründet. Das Streben nach Bildung und Reichtum, verbunden mit Nächsten- und allgemeiner Menschenliebe, die dann mehr und mehr zur Weltverbrüderung und von da zum Weltfrieden führen, so aber das ‚Reich Gottes‘ bringen soll — das sind die Grundzüge dieser durch den ‚Messias‘ Beha vermittelten, neuesten Offenbarung des Weltgeistes.“ F. B.

Luther über den Trunk. Nicht tot zu kriegen sind gewisse falsche Anekdoten oder angebliche Äußerungen berühmter Männer. Es ist z. B. merkwürdig, mit welcher Zähigkeit immer wieder allen historischen Beweisen zum Trotz als ein „Wort Luthers“ der Spruch auftaucht: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang.“ Der Reim ist Luther nachgewiesenermaßen erst während der Zeit der Musenalmanache

durch Matthias Claudius und J. S. Voß 1775 und 1777 mit aller Vorsicht in den Mund gelegt worden. Fest stehen dagegen Luthers Worte: „Der Sauf bleibt ein allmächtiger Abgott bei uns Deutschen“; „Der Geist, so über Deutschland herrscht, ist ein Frez- und Saufgeist“ u. a. m.

(G. d. G.)

In bezug auf die sittlichen Zustände Berlins heißt es in dem Bescheid des Konsistoriums: „Auf allen Synoden sind die wahrhaft erschreckenden Zustände aus der Erfahrung heraus festgestellt worden, nämlich die ungeheure Verbreitung der Sittenlosigkeit, die Frechheit, mit der sie hervortritt, die Tatsache, daß die Altersgrenze der sittlichen Verworenheit sich nach unten verschoben hat, die Lücherungen der widernatürlichen Unzucht, die furchtbaren Folgen in den geschlechtlichen Erkrankungen. Es ist überall auf die befördernden Mächte der Unzucht hingewiesen worden, auf die mit der Lüsternheit der Leser rechnende Sensationspresse, besonders auf die rohen, mit diabolischer Kunst ausgestatteten Witzblätter, auf die Auslagen der Schaufenster und die schlechten Theater. Dazu gesellen sich die ungünstigen Wohnungsverhältnisse in weiten Kreisen, das Wohnen der Dirnen in den Familien, das Schlafstellemiwesen &c. Als besonders drohende Zeichen am Horizonte unserer Zeit sind mit Recht anerkannt worden, daß in sogenannten wissenschaftlichen Versammlungen der außereheliche Geschlechtsverkehr von einzelnen Gelehrten als berechtigt anerkannt worden ist, daß eine radikale Frauenbewegung die freie Liebe geradezu fordert, während die christliche Auffassung der Ehe von einer oft bestechend geschriebenen und viel gelesenen Literatur beschimpft wird. Gerade im Jahre der Synodalverhandlungen sind Zustände offenbar geworden, die ein grettes Licht auf die Verwilderung unserer Sitten und den Tieftand der Anschauungen in unserer Stadt werfen.“ Nach dem Krieg mit Japan sollen fast 80 Prozent der zurückgekehrten russischen Mannschaften mit Geschlechtskrankheiten behaftet gewesen sein. überaus traurig soll es auch in der deutschen Flotte stehen.

(E. K. B.)

Die Schönheitsabende sind in Berlin verboten worden. Für die Abgeordneten wurde noch ein letzter Abend gehalten, um sie von der Harmlosigkeit dieser Vorstellungen zu überzeugen. Die Hauptdarstellerin hatte nur einen schmalen Schurz um die Hüften. „Die Abgeordneten“, sagt die „E. K. B.“, „fanden anscheinend nichts Anstoßiges an den Darstellungen.“ Nur einmal ertönte der Ruf: „Vorhang vorziehen!“ Die Schönheitsvereine erklären selbst: die Bewegung wolle von der ungesunden Askese des Christentums befreien und an den gegenseitigen Verkehr in völliger Nachtheit gewöhnen. In einer Ansprache versicherte der Veranstalter den Abgeordneten, daß die Ziele der Schönheitsbewegung rein sittliche seien. Unerhörte Abstumpfung des sittlichen Gefühls! Vom Zentrum waren ebenfalls Vertreter zugegen.

Die Gemäldeausstellung der Berliner Sezession verurteilt der „Reichsbote“ mit den Ausdrücken: „ungegorenes und unverdauliches Zeug moderner Absurdität und Impotenz“. „Warum“ — fragt das Blatt — „ist sie nicht wenigstens von Obszönitäten fernzuhalten, wenn man aus Cliquerrücksichten nicht alle Impotenz und Sodelei fernhalten könnte?“ Sie wendet auf die Ausstellung den Vers von Hawelmüller an: „Was hier an Überkunst zu sehen In Form und Farbenjauche, Wie gut, daß ich's nicht zu verstehen, Nicht schön zu finden brauche! Denn ,was uns alle händigt‘,

prahlt allhier im Glorienscheine und aus Geschmacksperversem strahlt das über-all-gemeine.“ Was man in unserer Zeit als Wissenschaft röhmt, ist zum großen Teil Wahnsinn und Reizerei, und was man als Kunst anpreist, ist zum großen Teil Karikatur und Schmeinerei.

Die *Evolutionslehre*, nach welcher die Arten nicht ursprünglich, sondern auseinander entstanden sind, begründet „Glauben und Wissen“ (S. 139), wie folgt: „In erster Linie ist es die Übereinstimmung in den ersten Entwicklungsstadien unserer Tierwelt, die den Gedanken einer allmählichen Entwicklung des Vollkommenen, bezw. Komplizierteren aus dem Einfachen nahelegen. Unsere höchstorganisierten Tiere machen anfangs genau dieselbe Entwicklung durch wie die niedrigen, nur daß ihre Entwicklung dann weitergeht, die der letzteren ein Ende hat. Und dann die rudimentären Organe, das heißt, die Körperteile, die nicht voll zur Entwicklung kommen, bezw. sich wieder zurückgebildet haben, weil sie infolge veränderter Lebensbedingungen nicht mehr nötig waren. Die vergleichende Anatomie und Embryologie zeigt uns hierfür ungzählige Beispiele. Die einfachsten Tierformen sind eingeschlechtlich; erst in höheren Formen beginnt der geschlechtliche Dimorphismus, indem gewissermaßen als Zwischenstadium zwittrige Organismen stehen, bei denen die weiblichen und männlichen Geschlechtsorgane gleichmäßig ausgebildet sind und in Funktion treten. Aber auch bei den Tieren mit ausgeprägter Getrenntgeschlechtlichkeit, wie sie uns bei der sogenannten höheren Tierwelt als etwas so Selbstverständliches erscheint, ist die ursprünglich gleichmäßig zwittrige Veranlagung unzweifelhaft (?) nachgewiesen. Erst mit fortschreitender Entwicklung bleibt die Ausbildung der Organe des einen Geschlechtes zurück, um beim fertigen Tiere als Rudimente ohne funktionelle Bedeutung uns zu begegnen. Ich möchte ausdrücklich für die diesen Dingen etwa fernstehenden Leser bemerken, daß es sich dabei nicht um Hypothesen, um Annahmen handelt, sondern um Tatsachen, die über jeden Zweifel erhaben sind, wenn sie sich auch naturgemäß im allgemeinen der Nachprüfung des Laien entziehen. Zum Teil sind sie aber auch allbekannt. So möchte ich, um nur eins anzuführen, an die Rudimente des weiblichen Euters erinnern, die jedem beim männlichen Hund, Rinde, Schweine etc. bekannt sind. Auch an die Resultate der vergleichenden Anatomie kann ich hier nur erinnern, wie z. B. die so verschiedenartig ausgebildeten Beine unserer Vierfüßler genau die gleiche Anlage zeigen wie die Flügel des Vogels, die Flossen des Fisches etc.; nur die verschiedenen Teile haben sich, dem verschiedenen Gebrauche entsprechend, verschieden entwickelt. Sie entstammen aber alle einer Grundform. An dieser Stelle möchte ich endlich nur noch einer, auch den Laien überraschenden Erscheinung gedenken: der eigenartigen Organisation unserer Blindschleiche. Diese äußerlich völlig schlängenartig gebildete Zwischenform zwischen Schlange und Eidechse zeigt unter der Haut Vorder- und Hintergliedmaßen, aber rudimentär geworden.“ Zugegeben, daß dies lauter Tatsachen sind, so läßt sich doch ein Evolutionsgebäude auf dieselben nicht errichten. Dasselbe Blatt bemerkt S. 141: „Ist es nicht ein kleiner Glaube, der so großen Wert darauf legt, daß das Schöpfungswerk in sechs Tagen vor sich gegangen ist?“ Nicht glauben, was die Bibel sagt, wäre hiernach starker, großer Glaube! So kann man bequem die Ungläubigsten zu den Gläubigsten stempeln.

F. B.

Dekolletieren beim Tanze. In einem Vortrag auf der Konferenz des Deutschen Sittlichkeitsvereins sagte D. Lange von Tübingen: „Mit dem

Danz hängt die teilweise Entblözung des weiblichen Körpers zusammen, die gerade in den höchsten Kreisen teilweise einen Grad erreicht hat, der sittenstrengste Frauen bürgerlicher Kreise erröten macht. Glaubt man im Ernst, daß der Anblick nackter Schultern und Arme, unterstüzt durch kostetts Spiel der Augen und Fächer, kühler läßt als der Anblick eines Gemäldes oder einer Statue, von denen man ganz genau weiß, daß sie nicht Fleisch, sondern Marmor oder Ölfarbe auf Leinwand sind? Das Ballett ist die systematische Entblözung des weiblichen Körpers von oben und unten. Das stempelt diese sogenannte Kunst zu einer durchaus unmoralischen."

(B. d. G.)

Ursprung des Lebens. Prof. E. Hoppe schreibt: „Ich habe schon in der Einleitung erwähnt, daß der Vortrag von O. Hertwig auf der Naturforscherversammlung in Aachen ein berechtigtes Aufsehen erregt und manchen Naturforscher veranlaßt hat, seine Stellung zu jener Frage einer Revision zu unterziehen. Die Antwort Hertwigs war ein rundes Nein. Die ganze biologische Forschung der letzten 50 Jahre hat das Resultat ergeben, daß alles Lebendige nur Lebendigem entstammt, und daß jede Zelle eine Tochterzelle einer andern ist. Von besonderem Werte sind die Untersuchungen Pasteurs und Thydalls über die Entstehungen von Mikroben, welche die scheinbar spontane Entstehung gewisser Pilze aus anorganischer Substanz mit überzeugender Klarheit auf eine ganz gewöhnliche Zeugung und Fortpflanzung zurückführten. Auf der Anerkennung dieser Tatsache beruht unsere ganze moderne Medizin, die antiseptische Wundbehandlung, die Behandlung der Infektionskrankheiten etc. Man sollte meinen, ein Naturforscher müßte zum mindesten für die Gegenwart anerkennen, daß eine Entstehung des Lebens aus unorganischer Substanz ausgeschlossen sei. Daß damit ein Grundpfeiler der Deszendenztheorie niedergebrochen ist, kann nur böser Wille leugnen.“

(B. d. G.)

Daß das Leben kein bloß physikalisch-chemischer Prozeß sein kann, davon schreibt „G. u. W.“: „Schon die zunächst in räumlichen Bewegungen verlaufende Entwicklung eines Tieres aus seinem Embryo, unter dem Mikroskop beobachtet, beweist uns, daß es sich hierbei um mehr als einen mechanischen Prozeß handelt. Der berühmte englische Physiolog Th. Huxley sagt hierüber folgendes: „Untersuche die frisch gelegten Eier eines gewöhnlichen Tieres, wie z. B. eines Salamanders oder Molches. Sie sind winzige Sphäroide, in welchen das beste Mikroskop nichts anderes entdecken kann als einen formlosen Sac, der eine eiweißartige Flüssigkeit umschließt, die kleine Körnchen enthält. Aber sonderbare Möglichkeiten liegen in diesem halbflüssigen Kugelchen verborgen. Sobald eine geringe Wärme in seine wässrige Wiege dringt, verändert sich die plastische Materie so schnell und so absichtsvoll in den aufeinanderfolgenden Vorgängen, daß man sie nur mit jenen vergleichen kann, die ein geschickter Modelleur mit einem formlosen Klumpen Lehm vornimmt. Wie mit einer unsichtbaren Kelle wird die Masse in kleine Teilchen verarbeitet, bis sie zu einem Häufchen von feinsten Körnchen verwandelt ist, aus denen das zarteste Gewebe des kommenden Organismus gebildet werden soll. Hierauf scheint es, als ob der zierlichste Finger die Linie vorzeichnen würde, welche das Rückgrat bilden soll, sowie die Umrisse des werdenden Körpers. Hier wird der Kopf markiert, dort der Schwanz; die Seiten und Glieder werden in salamandrischen Proportionen so künstlich geformt, daß man, nachdem man den Vorgang stunden-

lang beobachtet hat, unwillkürlich auf den Gedanken kommt, daß man mit Hilfe eines feineren als achromatischen Glases den unsichtbaren Künstler sehen müsse, wie er, seinen Plan vor sich, mit geschickten Manipulationen bemüht ist, sein Werk zu vervollkommen.¹ Unmöglich kann die wunderbare Harmonie der Organisation bloß das Werk unorganischer Naturkräfte sein. Was hier bauend, schaffend, gestaltend, formend wirkt, was so absichtsvoll trennt, zerreibt und wiederum verbindet, was die Linien für die einzelnen Organe zieht und die Konturen für die künftige Leibesgestalt entwirft, kann nur ein einheitliches, auf bestimmte Ziele hinarbeitendes Prinzip sein. Die hier tätige Kraft geht — was schon Aristoteles erkannte — den Teilen voraus; sie besteht früher als das Ganze, so wie z. B. die Idee eines Automobils früher besteht als dieses. „Alle Versuche“ — sagt Eduard v. Hartmann — „das Leben mit physiko-chemischen Gesetzen nach Analogie unorganischer Vorgänge zu erklären, ist vollständig gescheitert. . . . Alle chemischen, elektrischen und sonstigen Vorgänge weisen letzten Endes auf bestimmte Bewegungsformen der Moleküle und ihre Übertragung zurück; aber das Leben besteht nicht in einer bestimmten Bewegungsform, sondern darin, daß an jeder Stelle zu jeder Zeit von allen möglichen Bewegungsformen gerade die richtige, die dem Organismus dienliche, eintritt, und es gibt keine Bewegungsform, die das erklären könnte.“ (Hartmann, über das Leben. Grenzboten, No. 46 u. 47.) Das Leben ist nicht Bewegung, sondern das SubstanzIELLE, das den Bewegungen, die sich zunächst als chemisch-physikalische Vorgänge offenbaren, zugrunde liegt; Leben ist die formende, gestaltende Potenz, die — selbst unsichtbar — sich in einem räumlichen Zeichen, in einer äußerer Gestalt, dem Leibe, verschachtelt und darlegt. Es gibt viele Arten von Leben, aber diese verschiedenartigen Leben haben alle denselben Anfang. „Vierfüßer und Vogel, Reptil und Fisch, Weichtiere, Wurm und Polyp sind sämtlich“, sagt Th. Huxley, „aus strukturellen, gleichartigen Einheiten gebildet, nämlich aus Teilchen von Protoplasma mit einem Kern.“ „Man nehme das Eichen des Wurmes, des Adlers, des Menschen“, ergänzt H. Drummond in seinem Werke „Das Naturgesetz in der Geisteswelt“, „man lasse den geschicktesten Beobachter sie der genauesten Prüfung unterziehen, um das eine vom andern zu unterscheiden — er vermag es nicht. Ja, was noch erstaunlicher ist: man vergleiche die Pflanzen mit den Tierkeimen und man wird noch nicht den Schatten eines Unterschiedes wahrnehmen. Die Eiche, die Palme, der Wurm, der Mensch haben einen und denselben Lebensanfang.“ Was aber bestimmt den Unterschied zwischen verschiedenen Tieren? Was läßt aus einem Teilchen Protoplasma Newtons Hündchen „Diamond“ und aus einem völlig gleichartigen den großen Newton selbst werden? Es ist ein geheimnisvolles Etwa, das in dieses Protoplasma eingegangen ist. Kein Auge hat es gesehen, keine Wissenschaft kann es erklären. Daraus zieht Drummond den naheliegenden und berechtigten Schluß, daß, wenn alle die wunderbaren Lebensformen aus demselben Stoffe bestehen, die Verschiedenheit der Geschöpfe nicht im Stoffe, im „Ton“, sondern im „Töpfer“ (in der Seele) liegen muß.“ „Dass ein Haufe von Atomen durch natürliche Zuchtwahl sich im Kampfe ums Dasein durch eine zahllose Reihe von Zufällen ohne richtende, zweckverfolgende innere Kraft im Laufe von Jahrtausenden zur freien, sich selbst erfassenden und begreifenden Persönlichkeit hinaufgesteigert haben soll, ist der blödeste Gedanke, der je gedacht und ausgesprochen worden ist.“

F. B.